

II Die monetäre Geldwirtschaft als Grundlage kapitalistischer Marktwirtschaft

1 Das harmonische Gleichgewicht als Paradigma der ökonomischen Wissenschaft

1.1 Die Entwicklungsgeschichte der Gleichgewichtsökonomie

Der Begriff des Gleichgewichts ist ein in der Entwicklungsgeschichte der ökonomischen Wissenschaft vorherrschendes Paradigma. Nach diesem Ansatz wurde von einer Vielzahl von Ökonomen das 'gleichgewichtige Marktmodell' entwickelt. Von manchen, wie z. B. von K. J. Arrow, wird sogar behauptet, daß die Gleichgewichtstheorie der wichtigste intellektuelle Beitrag des ökonomischen Denkens zum Verständnis sozialer Prozesse sei.¹ Ein Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Gleichgewichtsökonomie läßt jedoch einige Zweifel daran aufkommen, daß diese Behauptung tatsächlich gültig ist.

Die Geschichte der Gleichgewichtstheorie zeigt zunächst, daß der Begriff des "Gleichgewichts" auf dem methodologischen Individualismus basiert. Der methodologische Individualismus impliziert jedoch zu viele unrealistische Annahmen. Es scheint, daß der Begriff des "Gleichgewichts"

¹ So schreibt K. J. Arrow über den Begriff des Gleichgewichts folgendes: "The notion of equilibrium ('equal weight', referring to the condition for balancing a lever pivoted at its center) and with it the notion that the effects of a force may annihilate the force (for example, water finding its own level) had been familiar in mechanics long before the appearance of Smith's *Wealth of Nations* in 1776, but there is no obvious evidence that Smith drew his ideas from any analogy with mechanics. Whatever the source of the concept, the notion that through the working of an entire system effects may be very different from, and even opposed to, intentions is surely the most important intellectual contribution that economic thought has made to the general understanding of social processes" (Arrow, K.: *Economic Equilibrium*, in: *Collected Papers of Kenneth J. Arrow*, Vol. 2, Basil 1983, S. 107-108.

nur unter Abstraktion von essentiellen Strukturmerkmalen einer kapitalistischen Ökonomie begründet werden konnte. Unter diesen Bedingungen kann der Begriff "Gleichgewicht" lediglich als ein hypothetischer bzw. normativer Kunstbegriff verstanden werden, der das Problem seiner empirischen Relevanz offenbart, wenn er auf den realen Marktprozeß angewendet wird. Die folgende kurze Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Gleichgewichtsökonomie soll dies verdeutlichen.

Die im Zuge der Überwindung feudaler Strukturen entstandene moderne bürgerliche Gesellschaft unterscheidet sich grundsätzlich von der vorhergehenden Gesellschaft. Bis zu diesem Zeitpunkt wurde das Wirtschaftsleben nur als bloße Begleiterscheinung der von Ständenormen dominierten feudalen Gesellschaft angesehen. Ökonomische Aktivitäten waren im Feudalismus der Kontrolle einer zentralen Verwaltung unterworfen. Die neue bürgerliche Gesellschaft zeichnete sich dem gegenüber durch ihre Fixierung auf das Privateigentum und individualisierte Verfügungsrechte aus. Das treibende Subjekt der neuen Gesellschaft waren nicht mehr die Adligen, sondern der persönlich freie Bürger, der mit seinem Eigentum in erster Linie sein Individualinteresse verfolgte. Damit erschien das Wirtschaftsleben nicht mehr als eine bloße Begleiterscheinung der Gesellschaft, sondern vielmehr als ein von den sozialen Hierarchien unabhängiger Bereich, und letztlich als *die* beherrschende gesellschaftliche Norm. Darüber hinaus entwickelte sich die ökonomische Tätigkeit auch in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von einem bloßen individuellen Zweck zu einem Verhalten, daß ursächlich gesellschaftliche Verhältnisse konstituiert. Nach K. Polanyi entstand zum erstenmal in der Menschheitsgeschichte eine Gesellschaft, in der das menschliche Leben in ein Wirtschaftssystem eingebettet wurde.²

Bereits T. Hobbes sah, daß dieses Streben der Privateigentümer nach Verwirklichung ihrer Eigeninteressen nur auf Kosten anderer befriedigt werden kann und daher zum Chaos führen muß; deshalb bedürfe es einer 'Leviathanischen Gewalt'³, die die Ordnung wiederherzustellen vermag. Dieses neue 'Menschenbild' wurde aber von den meisten Gesellschaftstheoretikern abgelehnt. Statt dessen dominierte ein vernunftgemäßes Bild des Menschen, das von seiner 'Natur' ableitet wurde. Es war J. Locke, der hier einen fundamentalen Wandel herbeigeführt hat. Bei ihm ist der Naturzustand keineswegs chaotisch wie bei Hobbes. Nach Locke liegt die Ur-

² Vgl. Polanyi, K.: Ökonomie und Gesellschaft, Frankfurt/M. 1979, S. 141.

³ Vgl. Hobbes, T.: Leviathan, Frankfurt/M. 1984, S. 94-98.

sache für die Entstehung von Gesellschaft in der von der Natur gegebenen Rationalität der Menschen, die zum 'freien Gesellschaftsvertrag' führt.⁴ In dieser Gesellschaft dominierten vernunftgemäß handelnde Menschen, die schließlich gemeinsam eine harmonische Entwicklung der Gesellschaft bewirken. Dieses neue Gesellschaftskonzept von Locke, das Gesellschaft als eine freie, organisierte Ordnung von rational handelnden Menschen auffaßt, verbreitete sich in der neuen, auf dem Privateigentum basierenden Gesellschaft und prägte auch die bürgerliche Denkweise in der Wissenschaft. So hat J. J. Rousseau diese neue Gesellschaftsordnung unter dem Begriff der "volonte generale" gefaßt⁵, und B. Mandeville hat in seinem Buch *Die Bienenfabel* dargestellt, daß die Verfolgung von Eigeninteressen letztlich zu einem harmonisches Resultat führt⁶.

Es war A. Smith, der dieses harmonisches Bild gesellschaftlicher Ordnung auf die politische Ökonomie ausgedehnt hat. Obwohl schon vor A. Smith 'Merkantilisten' und 'Physiokraten' ähnliche Ansichten vertraten, blieben ihre Anschauungen noch ohne gesellschaftliche Resonanz. Die Darstellung der harmonisierenden Wirkungen des Marktmechanismus, die mit dem Begriff des "Gleichgewichts" umschrieben werden können, stammt in dem Sinne von A. Smith, daß er erstmals diese neue, wirtschaftlich 'bewußte' gesellschaftliche Ordnung systematisch behandelt hat. Das gilt unabhängig davon, ob seine Beschreibung des Marktmechanismus tatsächlich Auswirkungen für die heutzutage zum herrschenden ökonomischen Denkmodell gewordene allgemeine Gleichgewichtstheorie hat oder nicht.

Nach I. Kristol liegt die Bedeutung und die Originalität von A. Smith darin, daß er eine systematische Antwort auf die Frage gegeben hat, warum "egoistische" Transaktionen und der aus ihnen entspringende Profit als moralisch vertretbar angesehen werden können.⁷ In Anlehnung an die schottische Naturphilosophie, die Smith stark beeinflußt hat, konnte er in seinem berühmt gewordenen Buch *The Wealth of Nations* zeigen, daß das Selbstinteresse der Menschen von ihrem Naturwesen abgeleitet werden

⁴ Vgl. Locke, J.: Zwei Abhandlungen über die Regierung, Frankfurt/M. 1977, § 95-122.

⁵ Vgl. Rousseau, J.-J.: Vom Gellschaftsvertrag, in: L. Schmidts (Hrsg.): Politische Schriften, Bd. 1, Paderborn 1977, S. 72-75.

⁶ Vgl. Mandeville, B.: Die Bienenfabel, Frankfurt/M. 1980.

⁷ Vgl. Kristol, I.: Rationalism in economics, in: D. Bell, I. Kristol (eds.): The Crisis in Economic Theory, New York 1981, S. 204.

kann und daß das Streben nach Befriedigung von individuellen Interessen schließlich für alle Menschen Gutes mit sich bringen würde. Dadurch wandelte Smith, wie A. O. Hirschman bemerkt, die Leidenschaft in den Begriff des Interesses um und identifizierte dieses Interesse mit einem gesellschaftlichen Wert.⁸ Damit verlieh er den neuen gesellschaftlichen Wertvorstellungen, die auf vom Privateigentum abgeleiteten Verwertungsinteressen beruhten, eine legitime Begründung. In der bürgerlichen Gesellschaft wird die Verwertung des Privateigentums nach individuellem Ermessen nicht länger als eine Sünde betrachtet, wie dies noch in den religiösen Vorstellungen früherer Gesellschaften der Fall war. Vielmehr wurde sie als der einzige Weg zur Mehrung des gesellschaftlichen Reichtums angesehen. Die 'segensreiche' Wirkung dieser Transaktionen wurde dann schließlich mit der Metapher von der "invisible hand" erklärt. Diese soll nach A. Smith sichern, daß das Streben des Menschen nach Befriedigung individueller Interessen über den Markt vermittelt schließlich ein unerwartet positives Resultat für die Gesamtheit zeitigt.⁹ Die Funktionsfähigkeit der "invisible hand" wiederum wird von ihm aus einem Naturgesetz abgeleitet. Mit dieser naturalistischen Systematisierung der kapitalistischen Gesellschaft hat A. Smith das Wirken der Kräfte des Marktes als einen Harmonie und Ausgleich schaffenden Mechanismus dargestellt.

Den Ausgangspunkt der von A. Smith entwickelten Gleichgewichtstendenz im Marktverhältnis bilden die vom natürlichen Instinkt getriebenen Individuen. Unter dem Blickwinkel dieses individualistischen Ansatzes interpretiert Smith das Marktverhältnis lediglich als ein Zusammenwirken

⁸ "Außerdem konnte Adam Smith aufgrund der inzwischen eingetretenen Sprachentwicklung, auf die ich an späterer Stelle noch ausführlicher eingehen werde, einen weiteren Riesenschritt tun, um diese Lehre schmackhafter und überzeugender vorzutragen: Er nahm Mandevilles schockierendem Paradoxon die Schärfe, indem er »Leidenschaft« und »Laster« durch so milde Termini wie »Vorteil« oder »Interesse« ersetzte" (Hirschman, A. O.: *Leidenschaften und Interessen*, Frankfurt/M. 1987, S. 27).

⁹ "He generally, indeed, neither intends to promote the publick interest, nor knows how much he is promoting it. By preferring the support of domestick to that of foreign industry, he intends only his own security; and by directing that industry in such a manner as its produce may be of the greatest value, he intends only his own gain, and he is in this, as in many other cases, led by an invisible hand to promote an end which was no part of his intention" (Smith, A.: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, Oxford 1976, S. 456).

von unendlich vielen Einzelhandlungen.¹⁰ Ferner unterstellt Smith, daß diese Individuen von ihrem Naturwesen her eine Rationalität besitzen, die auf gesellschaftlicher Ebene zum Ausgleich der von Eigennutz bestimmten Interesse führt. Diese Individuen selbst sind aber autonome Subjekte, für die gesellschaftliche Bedingungen wie etwa Unsicherheit und Geld bedeutungslos sind. Es muß daher zunächst gefragt werden, ob die Existenz eines solchen Individuums in der Realität tatsächlich unterstellt werden kann.

Trotz der fragwürdigen Annahmen im Gleichgewichtsmodell von A. Smith wurde seine Interpretation des Marktes von vielen klassischen Ökonomen übernommen. So stellte sich z.B. D. Ricardo, neben seiner Kritik an der Arbeitswerttheorie von A. Smith, bei seiner Verteidigung des Gesetzes von J. B. Say auf die Seite des Smithschen Marktmodells.¹¹ Ähnlich wie D. Ricardo war auch J. S. Mill ein treuer Anhänger der Gleichgewichtsökonomie. Er versuchte lediglich, die von seinen Vorgängern aufgeworfenen Probleme genauer zu fassen und fügte der klassischen Ökonomie nichts Neues hinzu. Zwar entwickelten sich die Auffassungen über die Akkumulation des Kapitals, über die Theorie der Arbeitsteilung, über die Bedeutung technischer Veränderungen und sogar auf dem Gebiet der Geldtheorie weiter, dennoch blieb das von Smith behauptete gleichgewichtige Marktverhältnis die dominierende Perspektive.¹²

¹⁰ A. Prisching schreibt, daß Adam Smith nicht einfach auf die Position eines reinen Markttheoretikers reduziert werden könne. Er behauptet, daß Adam Smith ein Soziologe gewesen sei, der einen individualistischen Ansatz der Gesellschaftstheorie entwickelt habe – vgl. Prisching, A.: Adam Smith und die Soziologie. Zur Rezeption und Entfaltung seiner Ideen, in: H. D. Kurz (Hrsg.): Adam Smith (1723-1790) – Ein Werk und seine Wirkungsgeschichte, Marburg 1990, S. 55-56.

¹¹ Der Kern des Gesetzes von Say ist, daß das Angebot sich seine eigene Nachfrage schaffen würde. Diese Aussage impliziert, daß es im Marktsystem keine Überproduktion gibt, und daher auch keine Stockung im Marktverlauf. Im Marktsystem existieren dann nur die selbstregulierenden Marktkräfte und Gleichgewicht. Folglich behauptet D. Ricardo ebenfalls die Unmöglichkeit von Überproduktion: "Es kann zuviel von einem besonderen Gute erzeugt werden, von dem eine solche Fülle auf dem Markte vorhanden sein kann, daß sich das dafür verausgabte Kapital nicht bezahlt macht. Jedoch kann das nicht bei allen Gütern der Fall sein" (Ricardo, D.: Grundsätze der Volkswirtschaft und Besteuerung, Jena, 1923, S. 296).

¹² Daher behauptet O'Brien, daß die klassische Ökonomie grundsätzlich auf das "Smithian Paradigma" reduziert werden könne – vgl. O'Brien, D. P.: Theories of the History of Science: A Test Case, in: A.W. Coats (ed.): Methodological Controversy in

Das von A. Smith naturphilosophisch begründete Gleichgewichtsd Denken wurde dann im Zuge der Theorieentwicklung mathematisiert. In den 70er Jahren der 19. Jahrhunderts entwarfen einige Mathematiker ein formal-theoretisches Modell, mittels dessen die Lösung des Problems der "invisible hand" im Rahmen der Newtonschen Mathematik erreicht werden sollte.¹³ Diese sogenannte "marginalistische Revolution" von C. Menger, S. Jevons und L. Walras rekonstruiert die Wirtschaftswissenschaft als eine der klassischen Politischen Ökonomie entgegengesetzte Wissenschaft, indem sie auf die Arbeitswerttheorie der Klassik verzichtet und zu einer auf den subjektiven Nutzen bzw. das Grenznutzenprinzip gegründeten Werttheorie übergeht. Um den subjektiven Nutzen zu quantifizieren, hat die Neoklassik ständig verfeinerte mathematische Methoden angewandt. Dadurch hat sich die neoklassische Theorie allmählich von den Problemen realer Gesellschaften gelöst und ist zu einem bloßen Anhängsel der Mathematik verkommen. Da sich aber Nutzen und Grenznutzen auch unter größtem mathematischen Aufwand nicht sinnvoll quantifizieren lassen, löste sich die ökonomischen Wissenschaft im Lauf der Zeit auch davon.

In einem verfeinerten Modell wurden schließlich die formal-mathematischen Bedingungen geklärt, die ein Gleichgewichtssystem erfüllen muß. 1936 gaben A. Wald und 1937 J. von Neumann der Gleichgewichtstheorie ihre mathematischen Grundlegungen; in den 50er Jahren wurde sie dann durch die Arbeiten von K. J. Arrow und G. Debreu weiter konkretisiert. Diese 'Revolution' innerhalb der Gleichgewichtstheorie wurde mit Hilfe des von Brouwer zur Definition von Autopoisis verwendeten Fixpunkttheorems durchgesetzt. Letzteres wurde nunmehr zur Bestimmung des optimalen Gleichgewichts eines dezentralen Wirtschaftssystems herangezogen. Ein Preisgewicht wird dieser Auffassung zufolge als Fixpunkt der iterierten Transformation einer Menge von Preisen auf sich selbst dargestellt. In diesem "Arrow-Debreu-Modell" konstituieren somit die einzelnen ökonomischen Quantitäten die Grundstruktur des Marktmechanismus. Diese theoretische Neuerung stärkte die theoretische Relevanz des Gleichgewichtsbegriffs. Das 'neoklassische Gleichgewichtsmodell'

Economics: Historical Essays in Honor of T.W. Hutchison, Greenwich 1983, S. 89-100.

¹³ Vor Walras erstellten einige Theoretiker wie Cournot (1838) und Jenkin (1870) eine Analyse des partiellen Gleichgewichts auf Einzelmärkten. Aber es war Walras, der dies zum allgemeinen Gleichgewicht ausgeweitet hat.

konstituiert im Grunde den Hauptinhalt der derzeit vorherrschenden Gleichgewichtstheorie.¹⁴

Wie W. Vogt erläutert, versucht Walras den mathematischen Beweis dafür zu erbringen, daß jenes durch die bürgerliche Gesellschaft charakterisierte System individueller Freiheiten und allgemeiner Konkurrenz gleichsam naturnotwendig harmonisch sei, indem es nicht nur ein allgemeines Gleichgewicht, sondern dazu auch noch ein gleichgewichtiges Optimum hervorbringe.¹⁵ Dieser Auffassung zufolge wird die Neoklassik zur mathematischen Extension des von A. Smith so gedeuteten harmonischen Marktsystems. Aufgrund der Veränderungen in bezug auf den Untersuchungsgegenstand ging die Neoklassik allerdings völlig anders vor, um die Smithsche klassische Gleichgewichtstheorie zu belegen. Im Zentrum stand nicht länger eine dynamisch ausgerichtete Analyse des Gleichgewichts in der Wechselwirkung von Einzelhandlungen, sondern die statische Analyse der Tauschbeziehungen.¹⁶ Die Neoklassik konzentrierte sich damit überwiegend auf die Existenzbedingungen des Gleichgewichts. Der Prozeß seiner Herausbildung, der den Hauptgegenstand der Klassik ausmachte, geriet weitgehend aus dem Blick.

Allerdings wird auch die neoklassische Theorie des (statischen) Gleichgewichts von unrealistischen Annahmen geprägt. Grundlage der neoklassischen subjektiven Wertlehre ist die Erklärung des Marktverhältnisses aus der individuellen Subjektivität. Dabei wird unterstellt, daß die Lösung des Knappheitsproblems¹⁷ zentraler Inhalt und Zweck wirtschaftlicher Aktivi-

¹⁴ Die 'modernisierte' Gleichgewichtstheorie wurde einerseits in der deutschsprachigen Literatur und andererseits im englischen Sprachraum, im Zusammenhang mit Studien zur Stabilität des Gleichgewichts in der komparativen Statik, entwickelt. Die erstere Form der Theorie wird von Cassel, Zeuthen, Neisser, von Stackelberg, Schlesinger, Morgenstern, A. Wald und J. von Neumann vertreten, die letztere von J. R. Hicks, P. Samuelson und von R. G. D. Allen.

¹⁵ Vgl. Vogt, W.: Zur Kritik der herrschenden Wirtschaftstheorie, in: W. Vogt (Hrsg.): Seminar Politische Ökonomie, Frankfurt/M. 1973, S. 185-186.

¹⁶ "If indeed GE is strong on equilibrium and very weak on how it comes about, the Smith-Marshall analysis is, by way of contrast, weak on equilibrium and very strong on how it comes about: it is more a study of the competitive process than of the end-results of competitive equilibrium" (Blaug, M.: The methodology..., a.a.O., S. 190).

¹⁷ 'Knappheit' kann als Beziehung zwischen der Unendlichkeit der Bedürfnisse und der Seltenheit der zu ihrer Befriedigung verfügbaren Mittel definiert werden – vgl. Stanger, M.: Krisentendenzen der Kapitalakkumulation, Berlin 1988, S. 180).

täten ist. Ferner wird davon ausgegangen, daß die Individuen ihrer menschlichen Wesensart entsprechend grundsätzlich rational handeln, so daß sie zur Lösung des Knappheitsproblems ein Optimierungskalkül verfolgen können. In bezug auf dieses Optimierungskalkül wird weiter unterstellt, daß die Individuen über perfekte Voraussicht bzw. vollständige Informationen verfügen. Mit Hilfe dieser 'natürlichen' Logik individueller Optimierung wird dann das Marktverhältnis auf rationale Wahlhandlungen individueller Akteure reduziert. Der Marktzusammenhang ist für die Neoklassik nichts anderes als das bloße Ensemble der subjektiven und bewußten Handlungen von Einzelindividuen.¹⁸ All diese Annahmen der Neoklassik sind aber nicht nur unrealistisch; durch sie abstrahiert das neoklassische Marktmodell auch von grundlegenden Strukturmerkmalen kapitalistischer Ökonomie. Unter dem Blickwinkel der Optimierungslogik werden die unterschiedlichen Interessen von Arbeitern und Kapitalisten, die aufgrund ihrer spezifischen Stellung im gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß entstehen, nicht berücksichtigt. Beide Klassen können nur auf dieselbe Weise agieren. Das für die kapitalistische Ökonomie charakteristische Geldverhältnis wird zudem nicht thematisiert, denn in der Neoklassik erscheinen die Wirtschaftssubjekte als autarke Individuen, die in ihrem gesellschaftlichen Reproduktionsprozeß von solchen gesellschaftlichen Bedingungen unberührt bleiben.

1.2 Die prämonetäre Grundstruktur der preistheoretisch fundierten Gleichgewichtsökonomie

In der Gegenwart wird der Gleichgewichtsbegriff in der Wirtschaftstheorie auf unterschiedliche Weise definiert.¹⁹ Aus der Perspektive der

¹⁸ In diesem Kontext behauptet M. Stanger, daß das 'Gleichgewicht' ausschließlich in handlungstheoretischen Begriffen bestimmt worden ist. Und er sieht gerade darin das Problem der Gleichgewichtsökonomie – vgl. ebenda, S. 18).

¹⁹ E. Schlicht untersuchte drei verschiedene Gleichgewichtsbegriffe: das "walras'sche", das "schwedische" und das "marshall'sche" Gleichgewicht. Daran anschließend zeigte er, wie diese Begriffe in bezug auf ganz unterschiedliche Zustände benutzt wurden – vgl. Schlicht, E.: Der Gleichgewichtsbegriff in der ökonomischen Analyse, in: Jahrbuch für Sozialwissenschaften, Bd. 33, 1982, S. 50-63. Auch K. W. Rothschild unterscheidet drei grundlegend verschiedene Verwendungen des Ausdrucks "Gleich-

oben beschriebenen Begründungen, besteht die heute allgemein verwendete Hauptbedeutung des wirtschaftstheoretischen Gleichgewichtsbegriffs darin, daß eine auf dezentralen Entscheidungen aufgebaute und über Märkte koordinierte Ökonomie eine perfekte wirtschaftliche Selbststeuerung der Gesellschaft ermöglicht und zu einem konsistenten, eindeutigen und gleichgewichtigen Marktergebnis führt.²⁰ Dieser inhaltlichen Definition des Gleichgewichtsbegriffs in der Wirtschaftstheorie liegt die Frage zugrunde, ob im Markt tatsächlich eine solche endogene Kraft existiert, die eine von den dezentralen Entscheidungen der Individuen ausgehenden Koordination ohne äußere Eingriffe, z.B. durch die autoritäre Staatsgewalt, bis zum Erreichen des (absoluten) Gleichgewichts ständig gewährleistet; und wenn ja, ob diese Tendenz stabil ist. Diese Frage läßt sich in zweierlei Hinsicht betrachten: einmal mit Blick auf die Existenz des Gleichgewichts und zum anderen bezüglich des Prozesses seiner Herausbildung.²¹

Die Rechtfertigung für die Annahme, daß im Markt eine solchen Kraft existiert bzw. daß die Ökonomie zum Gleichgewicht tendiert, hat ihre Grundlage in der Preistheorie von Klassik und Neoklassik. Charakteristisch für diese Preistheorie ist ihre Verknüpfung mit der Werttheorie. D.h., der Gleichgewichtspreis wurde in der Klassik mit Bezug auf die Ar-

gewicht" – vgl. Rothschild, K. W.: Einführung in die Ungleichgewichtstheorie, Berlin 1981, S. 3-5. In den Wirtschaftswissenschaften existiert somit keine eindeutige Definition des Gleichgewichts. Zahlreiche Definitionsvarianten bestehen nebeneinander. Überwiegend wird Gleichgewicht als "gleiches Gewicht" verstanden. Ein Gleichgewicht liegt z. B. in Form eines Marktgleichgewichts vor, wenn bei einem bestimmten Preis die angebotene und die nachgefragte Menge eines Gutes gleich sind. Daneben existieren weitere, insbesondere auf spezielle Fragestellungen bezogene Definitionen des Gleichgewichts, nämlich das Kreislaufgleichgewicht, das Dispositionsgleichgewicht und das Entwicklungsgleichgewicht. Einige Definitionen des Gleichgewichts heben den Ruhezustand hervor, der bei einem Gleichgewicht erreicht wird. Demnach bezeichnet das Gleichgewicht einen Zustand, in dem die Wirtschaftssubjekte keine Veranlassung haben, ihre festgelegten Plan- und Dispositionsgrößen zu ändern – vgl. Woll, A., (Hrsg.): Wirtschaftslexikon, München 1993 (7. Auflage), S. 281.

²⁰ Vgl. Hoffmann, H.: Postkeynesianische Ökonomie – Übersicht und Orientierung, in: H. Hoffmann (Hrsg.): Postkeynesianismus: Ökonomische Theorie in der Tradition von Keynes, Kalecki und Sraffa, Marburg 1987, S. 11.

²¹ DeVroey unterscheidet zwischen Preisbestimmung und Preisbildung: "Während sich der erste auf die logische Existenz von Gleichgewichtsgrößen bezieht, geht es beim zweiten um den interaktiven Prozeß, durch den ein Gleichgewicht erlangt wird" (DeVroey, M.: Der Markt – von wegen einfach..., in: PROKLA, Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik, Heft 82, 21(1991)1, S. 8).

beitswerttheorie und in der Neoklassik mit Bezug auf den Grenznutzen verteidigt. In dieser wertbezogenen Preistheorie wird der Preisausdruck als Widerspiegelung des Wertes aufgefaßt. Aber auch hier spielen wieder fiktive Annahmen und Abstraktionen hinsichtlich der einschlägigen Strukturmerkmale kapitalistischer Ökonomien eine unübersehbare Rolle.

Im Zentrum der Überlegungen der Theoretiker der klassischen Politischen Ökonomie stand die einfache Tatsache, daß die Entwicklung des kapitalistischen Wirtschaftssystems von der Existenz eines in der Produktion erzeugten und in der Zirkulation realisierbaren Überschusses und von dessen Distribution in der Gesellschaftsstruktur abhängig ist. Ihren Hauptgegenstand bildete deshalb das Gesetz der Verteilung dieses 'Überschusses'. Die Klassiker sahen, daß sich dieses Gesetz hauptsächlich mit Hilfe des "Arbeitsbegriffes" erklären läßt. Die Quelle des Wertes und der Erzeugung des Überschusses bzw. des Mehrwerts stellt demnach allein die Arbeit dar.²² Die Arbeit soll die ursprüngliche Quelle des gesellschaftlichen Reichtums sein und ihre Verausgabung soll die Verteilung regeln. Weil der Tausch der produzierten Güter bzw. die Akkumulation von Privateigentum nach Ansicht der Klassiker schließlich zum allgemeinen gesellschaftlichen Wohlstand führt, treten die Warenbesitzer freiwillig auf den Markt und tauschen ihre Waren. Der (gleichgewichtige) Preisbildungsprozeß beginnt daher mit den Individuen, die ihre eigenen Arbeitsprodukte gegen andere (fremde) Arbeitsprodukte austauschen. Dabei wird Arbeit zum unveränderlichen Maß des Tausches. Im Anschluß daran wurde wiederum zwischen Tauschwert und den Gebrauchswert unterschieden, wobei die Klassik auf den Gebrauchswert der Arbeit als Faktor der Preisbestimmung schließlich verzichtete. Der Tauschwert der Arbeit wurde als der alleinige Bestimmungsfaktor dieses Wertes betrachtet.²³ Dieser Tau-

²² "Labour alone, therefore, never varying in its own value, is alone the ultimate and real standard by which the value of all commodities can at all times and places be estimated and compared" (Smith, A.: *An Inquiry...*, a.a.O., S. 51).

²³ Zwar beginnt D. Ricardo das erste Kapitel seines Buches mit der Kritik an der Arbeitswerttheorie von A. Smith, doch geht er wie A. Smith davon aus, daß die Nützlichkeit nicht der Maßstab des Tauschwertes ist: "Wasser und Luft sind ungemein nützlich; sie sind für unsere Existenz in der Tat unentbehrlich; dennoch kann man unter normalen Umständen nichts im Austausch für sie erlangen. Gold umgekehrt, obwohl es im Vergleich mit Luft oder Wasser nur wenig Nutzen hat, wird sich gegen eine große Menge anderer Waren austauschen. Nützlichkeit ist demnach nicht der Maßstab des Tauschwertes, obgleich sie für ihn unbedingt wesentlich ist" (Ricardo, D.: *Grundsätze der Volkswirtschaft...*, a.a.O., S. 9-10).

schwert, der eigentlich ein Gleichgewichtspreis sein soll, erscheint in der Klassik als 'natürlicher Preis' (A. Smith und D. Ricardo) oder als Produktionspreis (K. Marx). Die Bestimmung der Größe dieses Preises ist von Nachfrage und Angebot im laufenden Marktgeschehen unabhängig. Die Bestimmung seiner Höhe, die eigentlich durch den für die Reproduktion erforderlichen Wert der Arbeitsmengen gemessen wird, erfolgt bei den Klassikern grundsätzlich auf der Produktionsebene.²⁴ Ein auf diese Weise abgeleitete Preis läßt sich als produktionsfixierter Preis bezeichnen.

Von den Klassikern wurde daher der von der Produktion abgeleitete (absolute) Gleichgewichtspreis vom (zufälligen) Marktpreis unterschieden²⁵, und es entwickelte sich eine preistheoretische Dualstruktur. Im Mittelpunkt dieser Dualstruktur steht das Konzept des natürlichen Preises. Der Marktpreis ist für die Klassik nur ein vorübergehendes Phänomen und sekundär. Dabei bleibt allerdings die Frage nach der Existenz eines Selbstregulierungsmechanismus zunächst noch unbeantwortet. Welche Marktkraft sorgt nach Auffassung der Klassik dafür, daß die (zufälligen) Marktpreise dem Gleichgewichtspreis entsprechen?

Hierbei spielen die Zentralisierungs- oder Gravitationseffekte des Gleichgewichtspreises die Hauptrolle. Die Theorie der Gravitationseffekte des Gleichgewichtspreises basiert auf der Annahme, daß durch die freie Konkurrenz eine natürliche Rate bzw. Durchschnittsrate, wie z.B. die Durchschnittsprofitrate, hervorgebracht wird. Bei der Bestimmung der natürlichen Preise unterstellte bereits A. Smith, daß im Durchschnitt die Komponenten Rente, Profit und Lohn, jeweils zu ihren natürlichen Werten

²⁴ Die Höhe des natürlichen Preises besteht bei A. Smith aus Rente, Profit und Lohn – vgl. Smith, A.: *An Inquiry...*, a.a.O., Ch. VI und VII. Ricardo sah dagegen, daß der natürliche Preis aus Profit und Lohn besteht – vgl. Ricardo, D.: *Grundsätze der Volkswirtschaft...*, a.a.O., S. 76-80.

²⁵ Smith unterscheidet den 'natürlichen Preis' und den 'Marktpreis' wie folgt: "When the price of any commodity is neither more nor less than what is sufficient to pay the rent of the land, the wages of the labor, and the profits of the stock employed in raising, preparing, and bringing it to market, according to their natural rates, the commodity is then sold for what may be called its natural price...The actual price at which any commodity commonly sold is called market price" (Smith, A.: *An Inquiry...*, a.a.O., S. 72 – 73). Für Ricardo ist der natürliche Preis jener, der eine Kraft besitzt, die durch irgendeine zufällige oder vorübergehende Ursache nicht gestört wird. Diese Kraft ist die zu seiner Produktion erforderliche Arbeitsmenge – vgl. Ricardo, D.: *Grundsätze der Volkswirtschaft...*, a.a.O., S. 79 – 80.

gezahlt werden.²⁶ Die Voraussetzung dieser natürlichen Werte ermöglicht einen Ausgleich der von ihrem natürlichen Niveau abweichenden Marktpreise durch den Wettbewerbsprozeß. Obwohl D. Ricardo durch die Kritik an A. Smith die Erklärung des auf dem Arbeitswert basierenden Marktgesetzes verbessert hat²⁷, begründete er dieses Gesetz, indem er wie Smith die Existenz einer Durchschnittsprofitrate unterstellt. Der wichtigste Faktor bei der Abweichung der natürlichen Preise von den Arbeitswerten ist, gemäß Ricardo, der Zeitfaktor in der Produktion in Verbindung mit der Existenz von Kapitaleinkünften. Aber Ricardo nimmt an, daß die Konkurrenz zwischen den Kapitalbesitzern tendenziell für eine identische Kapitalverzinsung (auch als 'uniforme Profitrate' bezeichnet) sorgt.²⁸ Damit ist die empirisch nicht widerlegbare Hypothese formuliert, die Profitrate sei in allen Industriezweigen und zu jedem Zeitpunkt genau gleich hoch. Da je-

²⁶ "There is in every society or neighbourhood an ordinary or average rate both of wage and profit in every different employment of labour and Stock. This rate is naturally regulated,... There is likewise in every society or neighbourhood an ordinary or average rate of rent, which is regulated too,...partly by natural or improved fertility of the land" (Smith, A.: *An Inquiry...*, a.a.O., S. 72). Die hier versuchte Ableitung des natürlichen Preises der Ware aus dem "natürlichen" Arbeitslohn, dem "natürlichen" Profit und der "natürlichen" Rente erklärt aber den Warenwert nicht. Die Frage wird vielmehr nur verschoben: Wie sind die "natürlichen" Größen der drei Einkommensarten selbst bestimmt?

²⁷ Smith sah, daß der Tauschwert der Waren von der zu ihrer Produktion direkt verwendeten Arbeit bestimmt wird. Mit dieser Erklärung ergab sich für Smith aber das Problem der Akkumulation des Kapitals. Mit der Akkumulation des Kapitals in der Hand der Kapitalisten müßten die von ihnen angestellten Arbeiter ihre zur Produktion der Waren verwendeten Arbeitsmengen mit den Kapitalisten teilen. Die Zahlung eines Teils der verwendeten Arbeitsmengen als Profit des Kapitals widerspricht seiner Aussage, daß der Tauschwert der Waren durch die zu ihrer Produktion verwendete Arbeitsmenge bestimmt sei. Daher beschränkt Smith die Arbeit als Bestimmungsfaktor des Tauschwertes auf den Fall der vorkapitalistischen Wirtschaft, wo keine Kapitalisten und Grundbesitzer existieren. D. Ricardo kritisiert A. Smith dafür, daß nicht nur die direkt verausgabte Arbeit, sondern auch die indirekt aufgewendeten Arbeitsmengen die Wertverhältnisse bestimmen. Damit wollte er zeigen, daß die Kapitalbildung nicht, wie bei Smith, die Regulation der Werte durch die verhältnismäßigen Arbeitsmengen zerstört – vgl. Ricardo, D.: *Grundsätze der Volkswirtschaft...*, a.a.O., S. 22-23.

²⁸ Die Begründung besteht darin, daß rationale Kapitalbesitzer langfristig eine durchschnittliche Kapitalverzinsung erwarten und der Prozeß der Kapitalwanderung daher immer wieder dafür sorgt, daß wenig profitable Branchen schrumpfen und die Preise in überdurchschnittlich profitablen Zweigen durch die Konkurrenz so lange sinken, bis die 'Extraprofiten' verschwunden sind.

des Kapital schließlich die gleiche Profitrate abwirft, nähert sich der Marktpreis langfristig wieder dem natürlichen Preis. Deshalb vertritt die Klassik die Ansicht, daß der Marktpreis tatsächlich nicht stark vom natürlichen Preis bzw. vom Reproduktionspreis abweicht, obwohl in dieser Dualstruktur des Preises eine Lücke zwischen dem Marktpreis und dem Gleichgewichtspreis existiert.²⁹ Und ferner behauptet sie, daß der Marktpreis langfristig mit dem Gleichgewichtspreis konvergieren kann.

In der Neoklassik wird der Wert einer Ware nicht durch die in der Ware enthaltenen Arbeitsmengen bzw. Produktionskosten objektiv bestimmt, sondern durch den von der Ware gestifteten Nutzen.³⁰ Die Vorstellung dabei ist, daß der Nutzen letztlich die grundlegende Größe sei, welche die Preisverhältnisse der Waren kausal verursacht. Diese subjektive Wertlehre sieht die individuellen Nutzenseinschätzungen der Konsumenten als Basis der relativen Preise an. In dieser Werttheorie bilden daher die subjektiven Wertschätzungen der Güter durch die Individuen den Ausgangspunkt der Preistheorie. Die Menschen besitzen von Natur aus sowohl ein Gespür für den individuellen Nutzen bzw. eine Nutzenspräferenz als auch die Tendenz zur Nutzenmaximierung. Das Streben nach maximierter Bedürfnis-

²⁹ "The natural price, therefore, is, as it were, the central price, to which the prices of all commodities are continually gravitating. Different accidents may sometimes keep them suspended a good deal above it, and sometimes force them down even somewhat below it. But whatever may be the obstacles which hinder them from settling in this centre of repose and continuance, they are constantly tending towards it" (Smith, A.: *An Inquiry...*, a.a.O., S. 75). Bei Ricardo heißt es: "Die Produktionskosten sind es, welche den Preis der Güter letztthin bestimmen müssen, und nicht, wie oftmals behauptet worden ist, das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage kann zwar den Marktwert eines Gutes eine Zeitlang beeinflussen, bis es in größerer oder geringerer Fülle beschafft ist, je nachdem sich die Nachfrage vermehrt oder vermindert haben mag; aber diese Wirkung wird nur von vorübergehender Dauer sein" (Ricardo, D.: *Grundsätze der Volkswirtschaft...*, a.a.O., S. 392.)

³⁰ "Der Güterwerth ist in der Beziehung der Güter zu unseren Bedürfnissen begründet, nicht in den Gütern selbst... Der Werth ist demnach nichts den Gütern Anhaftendes, keine Eigenschaft derselben, eben so wenig aber auch ein selbständiges, für sich bestehendes Ding. Derselbe ist ein Urtheil, welches die wirtschaftenden Menschen über die Bedeutung, der in ihrer Verfügung befindlichen Güter für die Aufrechterhaltung ihres Lebens und ihrer Wohlfahrt fällen, und demnach ausserhalb des Bewusstseins derselben nicht vorhanden" (Menger, C.: *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*, Wien 1991, S. 86-87). "Auch die Meinung, dass die zur Reproduction der Güter nöthige Quantität von Arbeit, oder von sonstigen Productionsmitteln das massgebende Moment des Güterwerthes bilde, eine unhaltbare" (ebenda, S. 120-121).

befriedigung löst in erster Linie wirtschaftliche Aktivitäten aus. Über den Austausch der produzierten Güter wird schließlich der erstrebte Nutzen realisiert.³¹ Dabei erfolgt der Tausch in Relation der individuellen Präferenzen zu den gegebenen Knappheiten bei den Ressourcen. Das Wirtschaftsgeschehen wird somit unter die Motive und Ziele der Wirtschaftssubjekte subsumiert; das Grundproblem der Ökonomie bezüglich der Wirtschaftssubjekte ist die alternative Verwendung der vorhandenen knappen Ressourcen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nach Maßgabe des Prinzips der Nutzensmaximierung.³²

Entstehung und Messung des Preises lassen sich in diesem Verständnis des Marktverhältnisses durch das Grenznutzenprinzip erklären. Dabei wird angenommen, daß sich der Nutzen in unendlich viele gleich große Einheiten aufteilen läßt. Bezüglich dieser Nutzenskurve wird weiter angenommen, daß der einzelne Nutzen mit der Zunahme der Konsumtion der Wirtschaftssubjekte auf den Grenznutzen zurückgehen würde.³³ Der Gleichgewichtspreis entsteht im Schnittpunkt (Grenznutzenpunkt), in dem sich der erwartete Nutzen für die beiden Tauschenden jeweils maximiert. Die Vertreter der Neoklassik waren davon überzeugt, daß dieses durch Angebot und Nachfrage bedingte Grenznutzenprinzip zur Erklärung des Preisbildungsprozesses ausreicht. Damit verwarfen sie den Begriff des "natürlichen Preises" und identifizierten statt dessen den Marktpreis direkt

³¹ "Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich als Resultat unserer bisherigen Untersuchung: dass das Princip, welches die Menschen zum Tausche führt, kein anderes ist als dasjenige, dass sie bei ihrer gesamten ökonomischen Thätigkeit überhaupt leitet, d. i. das Streben nach der möglichst vollständigen Befriedigung ihrer Bedürfnisse" (ebenda, S. 159).

³² Nach L. Robbins ist "economic [...] the science which studies human behavior as a relationship between end and scarce means which have alternative uses" (Robbins, L.: An Essay on the Nature and Significance of Economic Science, London, 1969, S. 16).

³³ Das Grenznutzenprinzip der Neoklassik wurde von H. H. Gossen formuliert. Gossen war der Überzeugung, daß der von einer Ware gestiftete Nutzen prinzipiell meßbar sei. Aus dieser Beobachtung glaubte Gossen zwei wesentliche Aussagen über den Zusammenhang zwischen der konsumierten Menge eines Gutes und dem dadurch entstehenden Nutzen ableiten zu können: Erstens, daß der von einem Gut gestiftete Gesamtnutzen mit zunehmender Menge bis zu einem Sättigungspunkt ansteigt und zweitens, daß der von einer infinitesimalen Mengenerhöhung gestiftete Nutzen (der sog. Grenznutzen) um so kleiner ist, je höher die bereits zur Verfügung stehende Menge ist.

mit dem Gleichgewichtspreis. Eine solche Preisbildung kann im Unterschied zur Klassik als tauschfixiert bezeichnet werden.

Um den Tausch tatsächlich erst bei Erreichen des Gleichgewichtspreises stattfinden zu lassen (am Ende des sog. Tatonnementprozesses) wurde die Annahme der Existenz eines fiktiven Auktionators in die Theorie eingeführt.³⁴ Diese Annahme unterstellt, daß es einen Auktionator im Markt gebe, der bei den gegebenen Gesamtmengen der Ressourcen den Wirtschaftssubjekten den optimalen Grenzschnittpunkt zwischen Kosten und Nutzen signalisiert. Der Auktionator ruft auf den Märkten mit positiver (Überschuß)Nachfrage etwas höhere Preise aus, auf den Märkten mit negativer Nachfrage (Nachfragemangel) etwas niedrigere. Wenn zusätzlich vollkommene Konkurrenz zwischen Nachfrage und Angebot angenommen wird, konvergiert der Güterpreis mit dem Gleichgewichtspreis. Voraussetzung ist allerdings, daß die Wirtschaftssubjekte ihre Waren erst tauschen, wenn sie über diesen optimalen Schnittpunkt informiert wurden. Der Marktpreis ist deshalb in dieser Theorie stets mit dem Gleichgewichtspreis identisch. Es existiert demnach im realen Markt kein Ungleichgewichtspreis; der Markt befindet sich immer im Gleichgewichtszustand.

Obwohl sich die beiden Theorien bezüglich der Bestimmung des Gleichgewichtspreises darin unterscheiden, daß die Klassik den Preis aus einer produktionsfixierten Werttheorie, die Neoklassik aber aus einer tauschfixierten Werttheorie ableitet, wird der Gleichgewichtspreis im kapitalistischen Marktsystem von den allgemeinen Rahmenbedingungen des Modells her gerechtfertigt. In beiden Ansätzen wird das Gleichgewicht aus einem barterökonomischen Tauschmodell abgeleitet. Beide gehen in erster Linie davon aus, daß das Marktverhältnis aus naturgüterlichen Beziehungen besteht. Damit wird die Grundstruktur der Gleichgewichtsökonomie auf eine vom prämonetären Marktzusammenhang ausgehende Naturaltauschwirtschaft reduziert. "Geld" hat in dieser Preistheorie daher keine besondere Funktion im Preisbildungsprozeß: Im Grunde handelt es sich also um ein "geldloses Marktmodell".

Dieses Marktmodell ohne Geld kann durch folgende Eigenschaften charakterisiert werden: Erstens beruht es auf der Annahme eines von der Natur abgeleiteten autonomen Subjekts. Der Ausgangspunkt des 'Geldlosmodells' ist der methodologische Individualismus. Der von der Gesellschaft unabhängige Mensch verfügt so dann über absolutes Wissen: Er weiß ge-

³⁴ Dieser Prozeß wurde von Walras in bezug auf das Beispiel des Aktienmarktes dargestellt – vgl. Walras, L.: *Elements of Pure Economics*, Illinois 1954, § 42.

nau, was er will. Deshalb hat der Begriff "Unsicherheit" keinen Platz in diesem Modell. Statt dessen herrscht immer und überall Eindeutigkeit. Zweitens haben beide Werttheorien den Begriff der "Menge" als Vermittler zwischen Wert und Preis eingeführt. Damit legen sie ihrer werttheoretisch fundierten Preistheorie ein quantitatives Verständnis zugrunde. In diesem wissenschaftlichen Verständnis herrschen Homogenität, unendliche Teilbarkeit und beliebige Austauschbarkeit. Drittens sind in dieses Modell empirisch nicht verifizierte Annahmen eingeschlossen. Das gilt besonders für die Annahme einer Durchschnittsprofitrate und die Existenz eines fiktiven Auktionators. Viertens werden die Produktions- und Zirkulationssphäre in diesem Modell getrennt. Der Gleichgewichtspreis wird entweder allein von der Produktionsebene oder von der Zirkulationsebene her, aber nicht auf die Einheit von beiden bezogen erklärt. Schließlich – und das ist das wichtigste – werden durch die Unterstellung von ausschließlich naturgüterlichen Verhältnissen die sozialen Rahmenbedingungen, wie etwa das Geld, aus dem Preisbildungsprozeß ausgeschlossen. Geld erscheint in bezug auf die Herstellung des kapitalistischen Marktverhältnisses als neutral.

1.3 Das Geld in der Gleichgewichtsökonomie

1.3.1 Die Ableitung des Geldes und seine Funktionen in der Gleichgewichtsökonomie

Traditionell wird das Geld in der klassischen und neoklassischen Theorie als bloßes Produkt menschlicher Vernunft aufgefaßt, das im Austauschprozeß aus Bequemlichkeit als Preisausdruck eingesetzt wird. Daher wird Geld in beiden theoretischen Strömungen als eine naturgegebene, technisch-quantitative Tatsache begriffen. Geld steht daher in der klassischen und neoklassischen Preistheorie nicht am Anfang, sondern am Ende. Es wird im nachhinein 'technisch' eingeführt. Klassik und Neoklassik gehen davon aus, daß Geld keine Konstruktionseinheit bzw. kein notwendiger Bestandteil des Marktsystems ist. Werttheoretisch gesehen, folgt daraus nach Ansicht von Behrens und Steiger eine dichotomische Situation in der klassischen und neoklassischen Theorie in bezug auf die Wert- und

Preistheorie einerseits sowie die Geldtheorie andererseits.³⁵ Klassische wie neoklassische Preistheorie gehen von einer prinzipiell möglichen Unterscheidung zwischen einem realen und einem monetären Sektor der Wirtschaft aus. Daraus wird dann auch die mögliche Neutralität des Geldes abgeleitet, die gleichzeitig als geldtheoretische Hauptthese von Klassik und Neoklassik angesehen werden kann.

Diese Ansicht geht letztlich auf die Geldtheorie von J. Locke und D. Hume zurück. Beide Theoretiker vertraten die Meinung, daß Geld nur ein Instrument sei.³⁶ Diese Position wird auch von A. Smith in seinem Buch *The Wealth of Nations* (Kapitel 4) vertreten. Für ihn resultieren Entstehung wie Funktion des Geldes gerade aus der Unhandlichkeit des Rohmetalls. Nach Smith wirft die Benutzung von Rohmetall als Geld das Problem der Kontrolle von Gewicht und Reinheit auf. Dieses Problem wird durch die Münze (coined money) beseitigt. Diese nimmt dadurch die Funktion des Geldes an und dient so zur wesentlichen Beschleunigung des Austausches.³⁷ Auch bei D. Ricardo ist Geld nur ein Thema am Rande. Für ihm ist das aus Gold hergestellte Geld als Wertmaßstab ungeeignet, weil sein Wert selbst den Veränderungen anderer Dinge, z.B. dem Steigen oder dem Sinken der Löhne (in der Goldproduktion), unterworfen ist.³⁸ Aus diesem Grund ist Geld für ihn kein absolutes Maß des Wertes. Wert und Geld erscheinen bei Ricardo im Grunde als voneinander getrennt. Geld ist für Ricardo nur das Mittel, das den Austausch bewirkt.³⁹ Bei J. S.

³⁵ Vgl. Behrens, R., Steiger, O.: Keynesianische Fundamentalisten und die Krise der herrschenden Keynes – Interpretation, in: Argument Sonderband, AS 89, Hamburg 1982, S. 148.

³⁶ Zum Beispiel schreibt D. Hume über das Geld: "Geld ist, genau genommen, keine Handelsware, sondern nur das Instrument, auf das Menschen sich geeinigt haben, um den Tausch von Waren zu erleichtern." (Hume, D.: Über Geld, in: U. Bernbach (Hrsg.): Politische und ökonomische Essays, Teilband 2, Hamburg 1988, S. 205).

³⁷ "The use of metal in this rude state was attended with two very considerable inconveniences; first, with the trouble of weighing; and, secondly, with that of assaying them... To prevent such abuses, to facilitate exchanges, and thereby to encourage all sorts of industry and commerce, it has been found necessary, ... to affix a public stamp upon certain quantities of such particular metals as were in those countries commonly made use of to purchase goods. Hence the origin of coined money..." (Smith, A.: An Inquiry..., a.a.O., S. 39–40).

³⁸ Vgl. Ricardo, D.: Grundsätze der Volkswirtschaft..., a.a.O., S. 44-47.

³⁹ "Produkte werden stets mit Produkten oder Diensten gekauft; Geld ist nur das Mittel, welches den Austausch bewirkt" (ebenda, S. 296).

Mill ist Geld eine Maschine, die für die Beschleunigung des Austausches sorgt.⁴⁰

Die These, daß Geld allein als technisches Ding zu betrachten sei, wird in der Neoklassik insbesondere auch von C. Menger vertreten. In seinem Buch *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre* (8. Kapitel) entwickelt er eine Theorie des Geldes, in der dieses vom Wert getrennt wird. Nach Menger entsteht das Geld aus den Bedürfnissen der Wirtschaftssubjekte, den Gebrauchswert ihrer Güter schneller, ökonomischer und erfolgreicher zu tauschen.⁴¹ Geld entsteht somit aus bestimmten Gütern, die im Laufe der Zeit in bestimmten Regionen und bei wirtschaftlichen Tauschhandlungen von den Warenbesitzern allgemein als Preismaßstab akzeptiert wurden.⁴² Geld wird wie bei den Klassikern als Element eines nach wie vor naturgüterlichen Tauschprozesses betrachtet; seine Existenz verdankt es rein technischen Gründen.

Schließlich kritisiert C. Menger auch die Identifikation der Funktion des Geldes als "Maß des Tauschwertes", weil Geld keine exakte Bewertung einer bestimmten Quantität von Gütern erlaube.⁴³ Geld hat nach Menger lediglich die Funktion der Messung des Preises.⁴⁴ Von diesem Standpunkt aus kritisiert er auch die Auffassung, daß Geld das beste Medium der Akkumulation von Reichtum bzw. Wert darstelle:

"Als irrthümlich muss dagegen jene Ansicht bezeichnet werden, welche dem Gelde als solchen zugleich die Function zuschreibt, 'Werthe' aus der Gegenwart in die Zukunft zu übertragen; denn obzwar das Metallgeld wegen seiner Dauerhaftigkeit, der wenig kostspieligen Conservirung dessel-

⁴⁰ "Money is a mere contrivance for facilitating exchanges, which does not affect the laws of value" (Mill, J. S.: *Principles of Political Economy*, in: J. M., Robson (ed.): *Collected Works of John Stuart Mill*, Vol. III, London 1968, S. 505).

⁴¹ Vgl. Menger, C.: *Grundsätze der Volkswirtschaftslehre*, a.a.O., S. 253.

⁴² Vgl. ebenda.

⁴³ "Nun haben wir in der Lehre vom Preise gezeigt, dass Güter-Äquivalente im objectiven Sinne des Wortes nirgends in der Wirtschaft der Menschen beobachtet werden können und die ganze obige Theorie, wonach das Geld als 'Massstab des Tauschwerthes' der Güter hingestellt wird, zerfällt demnach in nichts, denn die Grundlage derselben ist eine Fiction, ein Irrthum" (ebenda, S. 272-273).

⁴⁴ Doch sieht Menger diese Funktion nicht als das wesentliche beim Konzept des Geldes an: Es existieren auch andere Güter, welche die Eigenschaft des Geldes annehmen, aber nicht als Maß des Preises dienen. Beispiele dafür sind nach Menger Waffen, Bronzeringe usw. – vgl. ebenda, S. 276-277.

ben etc., allerdings auch zu diesem Zwecke geeignet ist, so ist doch klar, dass andere Waaren hiezu eine noch höhere Eignung aufweisen, ja die Erfahrung lehrt, dass überall dort, wo nicht die edlen Metalle, sondern minder conservirungsfähige Güter den Geldcharakter erlangt haben, diese letztern wohl den Zwecken der Circulation, nicht aber jenen der Conservirung von 'Werthen' zu dienen pflegen."⁴⁵

Damit werden nun Geld- und Werttheorie endgültig voneinander getrennt:

"Eben so sicher scheint es uns aber auch, dass dem Gelde als solchen nicht die Function als 'Werthmassstab' und 'Werthbewahrer' zugeschrieben werden darf, denn dieselben sind lediglich accidentieller Natur und nicht bereits in dem Begriffe des Geldes enthalten."⁴⁶

Geld ist in Klassik und Neoklassik lediglich eine ökonomische Kategorie, die dazu dienen soll, die schon durch den Tausch(handel) gleichgesetzten Mengen nachträglich bloß noch als Äquivalent zu vermitteln. Geld ist ein technisches Mittel, das der Zirkulationssphäre angehört, also reines Tauschmittel, das als solches gegenüber der Produktion als neutral angesehen wird.

1.3.2 Die Quantitätstheorie des Geldes

Diese Auffassung von der Neutralität des Geldes, die innerhalb der vorherrschenden Richtung der Ökonomik durchgehend vertreten wird, findet ihren Ausdruck in einer monetären Quantitätstheorie. Von I. Fischer wird sie in der Gleichung $MV = PT$ einschlägig definiert. Dabei ist M die Geldmenge, V die Umlaufgeschwindigkeit, P das Preisniveau und T das Transaktionsvolumen. Fischer betrachtet V und T als nahezu konstant und behauptet, daß nur Veränderungen der Geldmenge zu entsprechenden Veränderungen des Preisniveaus führen. Die Quantitätstheorie von I. Fischer wurde von A. Marshall, A. C. Pigou, M. Friedman und vielen anderen Ökonomen zwar modifiziert; aber in ihrem Grundgedanken von der Neutralität des Geldes stets aufrechterhalten.

⁴⁵ Ebenda, S. 278.

⁴⁶ Ebenda, S. 279.

Die "Keynessche Revolution" in der Wirtschaftstheorie zeigte dann jedoch, daß Veränderungen der Geldmengen nicht nur das Preisniveau beeinflussen, sondern auch zu Veränderungen im Produktionsvolumen führen können. Dadurch wurden die Defekte der in der Quantitätstheorie angelegten Trennung von Produktion und Geld offenbar. Das hat jedoch nicht dazu geführt, daß die Quantitätstheorie aufgegeben wurde. Sie wurde lediglich durch die Einfügung neuer Elemente 'verbessert'. Dies tritt vor allem in der Neo-Quantitätstheorie des Geldes von M. Friedman deutlich zutage. Friedman nimmt die Kritik von Keynes nicht an, sondern unternimmt im Gegenteil den Versuch, die keynesianische Theorie des Vermögensmarktes unter eine reformulierte Quantitätstheorie zu subsumieren. In seinem Aufsatz *The Quantity Theory of Money* behauptet er, die Quantitätstheorie sei keine Theorie der Produktion (Output) oder des Geldeinkommens (money income), sondern zunächst eine Theorie der Nachfrage nach Geld.⁴⁷ Folglich konzentriert er sich auf jene Variablen, die die Geldnachfrage beeinflussen. In diesem Punkt besteht kein Unterschied zwischen Friedman und der klassischen Quantitätstheorie. Der Unterschied zur klassischen Quantitätstheorie liegt darin, daß Friedman von einer Veränderung der Umlaufgeschwindigkeit ausgeht, während die klassische Quantitätstheorie diese als konstant betrachtet. Bei ihm wird nun ein stabiles Verhältnis zwischen der Umlaufgeschwindigkeit und den Faktoren, die diese Umlaufgeschwindigkeit beeinflussen, wie Zinsrate und Einkommenshöhe, angenommen. Daher haben Schwankungen der Geldmenge langfristig kaum Wirkungen auf das Realeinkommen und führen – wie auch die klassische Theorie annimmt – lediglich zu Veränderungen des Preisniveaus.⁴⁸ Dieser von M. Friedman begründete "Monetarismus" avancierte nach der (vorläufigen) Abkehr vom Keynesianismus vor allem in den 80er Jahren zu einer Hauptströmung in der Wirtschaftswissenschaft wie auch in Wirtschaftspolitik. Sein grundlegendes Postulat besteht darin, daß Konjunktur und Preise hauptsächlich von der Größe des Geldangebots beeinflußt werden. Als wirtschaftspolitische Konsequenz wird daraus ab-

⁴⁷ Vgl. Friedman, M.: *The Quantity Theory of Money – A Restatement*, in: M. Friedman (ed.): *Studies in the Quantity Theory of Money*, Chicago 1956, S. 4.

⁴⁸ Daher stellen Behrens und Steiger fest, daß Friedmans Theorie die klassische Dichotomie nicht überwindet, da bei aller Betonung der "kurzfristigen" Nichtneutralität des Geldes die Annahme eines vom Geld unabhängigen realen Sektors nicht aufgegeben wird. In "langfristiger" Perspektive, im Laufe von Jahrzehnten, spielt das Geld bei Friedman keine Rolle für die Entwicklung des realen Sektors – vgl. Behrens, R., Steiger, O.: *Keynesianische Fundamentalisten...*, a.a.O, S. 149-150.

geleitet, daß der Staat so wenig wie möglich in den Marktmechanismus eingreifen sollte. Das einzige politische Instrument, das dem Staat verbleibt, besteht darin, das Geldmengenangebot dem erwarteten jährlichen Wirtschaftswachstum anzupassen.

2 Kritik der auf dem Naturalaustausch basierenden Gleichgewichtsökonomie als Gesellschaftstheorie

Der mangelnde Realitätsbezug einer preistheoretisch begründeten Gleichgewichtsökonomie wurde innerhalb der ökonomischen Theorie von verschiedenen Strömungen kritisiert. Für die Vergangenheit wären hier nach Rothschild vor allem die "Monopolistic Competition Revolution" und die "keynesianischen Revolution" zu nennen.⁴⁹ Eine erste grundlegende Kritik wurde von Vertretern der Monopoltheorie vorgebracht. Mit den offensichtlichen Monopolisierungstendenzen in der Wirtschaft und im Zuge der theoretischen Diskussion, die nach P. Sraffas berühmtem Artikel aus dem Jahre 1926 einsetzte, fand die Auffassung Verbreitung, daß angesichts der zum Monopol tendierenden Wirklichkeit nicht länger von einem Modell der freien Konkurrenz angegangen werden könne. Damit wurde das auf einem einfachen Konkurrenzmodell basierende Gleichgewichtsmodell in Frage gestellt und die darauf beruhende Preistheorie kritisiert. Von Keynes wurde die Gleichgewichtsökonomie vor allem mittels seiner Beschäftigungstheorie attackiert. Mit diesem Ansatz hat Keynes insbesondere auf die Bedeutung der "effektiven Nachfrage" verwiesen und herausgearbeitet, daß Mangel an Nachfrage zu ernsthaften Störungen bzw. Ungleichgewichten im Markt führen kann.

Diese Angriffe auf das Gleichgewichtsparadigma konnten es jedoch nicht grundsätzlich erschüttern, da sie sich auf spezifische und eher kurzfristige Störungen des Marktmechanismus konzentrierten. Zudem wurde die Kritik in der Regel *innerhalb* des Gleichgewichtsparadigmas vorgebracht, das damit als langfristiges Konzept für die Interpretation kapitalistischer Marktwirtschaften unbestrittene Geltung behielt. Für eine grund-

⁴⁹ Vgl. Rothschild, K.W.: Einführung in die Ungleichgewichtstheorie, a.a.O., S. 15-27.

legende Kritik des Gleichgewichtskonzepts kommt es also gerade darauf an, seine langfristige (Allgemein)Gültigkeit in Frage zu stellen.

Der Charakter einer Gesellschaftsordnung kann keineswegs als ewig gegeben angesehen werden. Er ist Ergebnis eines historischen Formierungsprozesses, in dem nicht nur gleichartige Elemente reproduziert, sondern auch – im Zuge beständiger Reproduktion – fortwährend neue Elemente eingebracht werden. Der entscheidende Akteur in diesem realhistorischen Prozeß ist nicht irgendein Naturgesetz, sondern der in gesellschaftlichen Strukturen handelnde Mensch. Wenn wirtschaftstheoretisch sinnvoll von einer Gleichgewichtstendenz bzw. von einem Gleichgewichtsmechanismus als immanenter Regelmäßigkeit kapitalistischer Marktgesellschaften gesprochen werden soll – wenn also die Tendenz zum Gleichgewicht ein bestimmtes gesellschaftliches Verhältnis beschreiben soll –, dann muß diese Tendenz aus den realen gesellschaftlichen Verhältnissen heraus erklärt werden. Das Gleichgewicht wäre im Prozeß seiner Reproduktion nicht mechanisch, sondern vermittels der Interaktionslogik von realen Menschen zu erklären.⁵⁰

Beim Postulat einer langfristig wirkenden Gleichgewichtstendenz geht es also gar nicht zuerst um seine Definition oder das bloße Konstatieren seiner Existenz, sondern um den Prozeß seiner Herausbildung bzw. seiner Reproduktion. Wie schon weiter oben erwähnt, gehen die Vertreter der Gleichgewichtsökonomie bei der Analyse dieses Prozesses von vereinzelt Individuen, oder anders gesagt, vom "methodologischen Individualismus" aus. Die Frage ist nun, ob der Prozeß, der zum Gleichgewicht führen soll, kausal und folgerichtig aus individuellen Einzelhandlungen erklärt werden kann.

Da der Gleichgewichtsbegriff vor allem preistheoretisch (mit hintergründigem Bezug auf werttheoretische Basisannahmen) abgeleitet wird, soll hier die langfristige Tendenz zum Gleichgewicht insbesondere in Hinblick auf ihre wert- und preistheoretischen Grundlagen untersucht werden. Im weiteren wird gezeigt, daß die Gleichgewichtsökonomie diesen Prozeß nicht folgerichtig abzuleiten vermag. Daher muß der Gleichgewichtsbegriff als allgemeines Abbild des Marktverhältnisses als theoretisch nicht fundierbar angesehen werden.

⁵⁰ Selbst ein Theoretiker der Gleichgewichtsökonomie wie G. Debreu geht mit dieser Perspektive konform, wenn er als Ziel seines Buches *Theory of Value* "the explanation of the prices of commodities resulting from the interaction of the agents of a private ownership economy through market" angibt – vgl. Debreu, G.: *Theory of Value*, New York 1959, S. vii.

Wie oben gezeigt, ist der Ausgangspunkt der klassischen Gleichgewichtstheorie das mit Privateigentum ausgestattete Individuum. Um ihre Waren gegen andere Waren tauschen zu können, müssen die Produzenten auf dem Markt Preisverhältnisse zwischen diesen Gütern herstellen. Nach H. G. Backhaus besteht das Problem darin, daß sich die "prämonetären" Waren überhaupt nicht als Waren, sondern nur als Produkte oder Gebrauchswerte gegenüberstehen.⁵¹ Die Erzeugnisse oder Gebrauchswerte der vereinzelt privaten Produzenten sind noch nicht als gesellschaftlicher Wert anerkannt. Sie besitzen nur Wert an sich. Dieser private 'Produktwert' kann niemals direkt deckungsgleich mit dem gesellschaftlichen Wert sein. Um den Tauschwert zu ermitteln, bedarf es erst eines Prozesses, in dem das Privatprodukt als gesellschaftlicher Wert anerkannt wird.

Daraus leitet sich nun die Fragestellung ab, wie aus diesem Naturzustand der Produkte durch die Interaktionen der Wirtschaftssubjekte der gesellschaftliche Wert bzw. das den Gleichgewichtspreis bildende Marktsystem entstehen kann. Es geht also darum zu erklären, wie sich der das Marktgleichgewicht repräsentierende ('natürliche') Preis überhaupt aus barterökonomischen Handlungen heraus bilden kann? Oder anders gesagt, durch welchen gesellschaftlichen Prozeß wird der Gebrauchswert zum Tauschwert bzw. zum (Gleichgewichts)Preis?

Bezeichnenderweise versucht die vom geldlosen Modell ausgehende Klassik und Neoklassik diese Frage durch den Rückgriff auf quantitative Relationen zu lösen. In das Tauschverhältnis wird die 'Menge' als Vermittler bzw. Verbindungsglied zwischen dem Wert (Preis) und dem Subjekt eingeführt. Der Wert wird dann auf die Menge bezogen. Das Preisverhältnis ist folglich gleich dem umgekehrten Mengenverhältnis der Güter. Das Marktgleichgewicht ist somit wesentlich als Mengengleichgewicht zu verstehen. Geld tritt erst im nachhinein, rein technisch – als formale Verdoppelung dieses Mengenäquivalents – hinzu. Als Gegenstand der ökonomischen Wissenschaft wird schließlich die Berechnung einer quantitativen Relation bestimmt.

Bei der mengensystematischen Ableitung der Preisstruktur bleibt aber ein wichtiges qualitatives Problem ungelöst: Was ist der Grund dafür, daß bestimmte Mengenproportionen, wie sie zwischen verschiedenen Produkten bestehen, einander gleichgesetzt und somit zum Tauschwert bzw. Preis

⁵¹ Vgl. Backhaus, H.-G.: Elementare Mängel in der traditionellen Rezeption der Marxschen Form-Analyse, in: Marxistische Studien, Jahrbuch des IMSF 13, 1987, S. 404.

erklärt werden? Die Aussage, daß bestimmte Produktmengen die gleichen Wertmengen darstellen, ist lediglich eine Tautologie.⁵² Diese mathematische Gleichsetzung qualitativ verschiedener Produktmengen bedeutet, daß sie an irgendeinem Wertmaßstab gemessen wurden. Dabei bleibt die Frage offen, durch welchen sozio-ökonomischen Prozeß diese Gleichsetzung von Quantitäten entstanden ist. Die Frage lautet daher, welche sozialen Bedingungen es den Wirtschaftssubjekten ermöglichen, die qualitativ verschiedenen Gebrauchswerte der Privatprodukte, die am Anfang des Tausches heterogen und nicht berechenbar waren, in homogene, teilbare und vergleichbare Mengen zu verwandeln. Die Kommensurabilität des Gebrauchswertes ist noch nicht gelöst.

Den Wert von Waren zu bestimmen bedeutet, daß der Marktteilnehmer sein Gut zur Schätzung seines Wertes auf eine "physische Waage" legt. Das Wirtschaftssubjekt muß also Mittel haben, den Wert seiner Güter durch 'Wiegen' zu ermitteln. Durch dieses soziale Maß des Wertes werden die zunächst heterogenen Güter homogenisiert und bewertet – Natürliches wird in ein Gesellschaftliches verwandelt. Die Konstruktion des Wertes als soziales Maß (das sog. gemeinsame Dritte) wird zum Dreh- und Angelpunkt für die Rechtfertigung der Gleichgewichtstheorie. An diesem Punkt aber scheint der traditionelle Ansatz von Klassik und Neoklassik gescheitert zu sein. Der Versuch beider Theorien, die Gleichsetzung der Güter mit Hilfe der in ihnen enthaltenen Arbeits- bzw. Nutzenmengen zu bewerkstelligen, konnte die Bildung der Preisstruktur aus dem Interaktionsprozeß der Wirtschaftssubjekte nicht konsistent erklären. Vielmehr wird dadurch lediglich das Problem einer werttheoretisch abgeleiteten Preistheorie neu aufgeworfen. Klassik und Neoklassik unterscheiden sich hier nur dadurch voneinander, daß erstere von einer objektiven und letztere von einer subjektiven Werttheorie ausgeht.

Für die Klassik sind die unterschiedlichen Arten individueller Arbeitsmengen so verschieden wie die Produkte. Die einzelnen Arbeitsmengen

⁵² Backhaus kritisiert die auf diese Weise konstruierte Preistheorie der Neoricardianer als eine Theorie der Wertvergessenheit. Den Preis aus den durch ihre in "physischen Mengen bewertete Größen" abzuleiten, hat für Backhaus lediglich mit bewerteten Größen zu tun, sagt aber nichts über den Prozeß der "Bewertung" selbst aus. Diese physischen Mengen sind quasi-apriori gleich und in der Tat schon verglichen; daher können sie nicht zur Begründung des Preises herangezogen werden – vgl. Backhaus, H.-G.: Zum Problem des Geldes als Konstituens oder Apriori der ökonomischen Gegenständlichkeit, in: PROKLA, Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik, Heft 63, 16(1986)2, 1986, S. 32.

sind keineswegs homogen, sondern zunächst heterogen.⁵³ Daher läßt sich die direkte Tauschrelation am Anfang des mengentheoretischen Modells nicht voraussetzen. Um die beliebige Tauschbarkeit (Transitivität) zwischen den Produkten und damit das Preisverhältnis herzustellen, muß die klassische Arbeitswerttheorie vor allem über einen Prozeß, der die Homogenisierung verschiedener individueller Arbeitsmengen bewirkt, erklärt werden – es geht um das Maß der heterogenen Arbeitsmengen. Während die Klassik die Homogenität bzw. Transitivität durch die Einführung des Begriffs "abstrakte Arbeit" begründen wollte, ist diese Konstruktion des Wertmaßes heute als gescheitert zu betrachten.

Über die abstrakten Arbeit werden die verschiedenen individuellen Arbeitsmengen in gleiche menschliche Arbeitsmengen verwandelt.⁵⁴ Nach dieser Auffassung werden die Güter nun nicht mehr gemäß der in ihre Produktion eingegangenen konkreten bzw. nützlichen Arbeit getauscht, sondern nach Maßgabe der in ihnen enthaltenen Mengen an abstrakter Arbeit. Diese abstrakte Arbeit, d.h. qualitativ gleiche menschliche Arbeit, bildet die gesellschaftliche Werts substanz. Wie mißt das Wirtschaftssubjekt diese Größe, damit die zu tauschenden Produkte quantitativ gleichgesetzt werden können? Die herkömmliche Arbeitswerttheorie argumentierte, daß sich diese Größe durch die aufgewandte Arbeitszeit messen läßt.⁵⁵ Diese Arbeitszeit ist keine natürliche Zeit, sondern die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit. Die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit soll die gesellschaftlich-normalen Produktionsbedingungen und den gesellschaftlichen Durchschnittsgrad des Geschicks und der Intensität der Arbeit widerspiegeln.

Diese Bestimmung der abstrakten Arbeit wird heute aber von verschiedenen Wissenschaftlern kritisiert, weil hier die Größe des Warenwertes allein in Abhängigkeit von den durchschnittlichen sozialen und technologi-

⁵³ An der neoricardianischen und den meisten marxistischen Auffassungen der Werttheorie kritisiert Krause, daß in ihnen stets homogene Arbeit vorausgesetzt werde – vgl. Krause, U.: Geld und abstrakte Arbeit, Frankfurt/M. 1979, S. 121.

⁵⁴ "Alle Arbeit ist einerseits Verausgabung menschlicher Arbeitskraft im physiologischen Sinn, und in dieser Eigenschaft gleicher menschlicher oder abstrakt menschlicher Arbeit bildet sie den Warenwert" (Marx, K.: Das Kapital. Erster Band, in: MEW, Bd. 23, Berlin 1988, S. 61).

⁵⁵ "Wie nun die Größe seines Werts messen? Durch das Quantum der in ihm enthaltenen 'wertbildenden Substanz' der Arbeit. Die Quantität der Arbeit selbst mißt sich an ihrer Zeitdauer, und die Arbeitszeit besitzt wieder ihren Maßstab an bestimmten Zeiteilen, wie Stunde, Tag usw." (ebenda, S. 53).

schen Bedingungen der Produktion gemessen wird.⁵⁶ Die Homogenisierung der Arbeit wird quasi rein 'technisch' durchgeführt, ohne den Such- und Bewertungsprozeß der Wirtschaftssubjekte zu berücksichtigen. Für das ökonomische Handeln der Wirtschaftssubjekte aber bliebe diese Messung ohne Bedeutung und die abstrakte Arbeit wäre ein gegenüber dem ökonomischen Geschehen äußerlicher Maßstab.⁵⁷

In der Neoklassik wird zunächst davon ausgegangen, daß jedes einzelne Individuum den Wert der Güter nach eigenem Ermessen einschätzt.⁵⁸ Es gibt für jeden Konsumenten eine eigene Waage mit einer eigenen Meßskala. Diese individuellen Skalen des Nutzwertes sind in sich jedoch heterogen, weil sie noch über keine eindeutige Bewertungsregel verfügen, um den Nutzen festlegen zu können. Das Konstruktionsproblem des sozialen Maßes tritt hier als Problem der Abstimmung der individuellen Waagen auf, so daß alle Waagen für ein bestimmtes Gut letztendlich den gleichen Meßwert anzeigen müßten.⁵⁹ Die für alle individuellen Meßskalen gleichermaßen geltende Bewertungsregel ist in der Neoklassik der Grenznutzen. Dieser Grenznutzen ist allerdings mit dem Problem behaftet, daß er nur rein rechentechnisch erklärt werden kann. Es geht lediglich um eine quantitative Gleichgewichtsgröße der bereits homogenisierten Nutzwerte. Damit ist aber nichts über die Homogenisierung der heterogenen individuellen Werte ausgesagt. Der Preis ist hier unabhängig von den individuellen Nutzwerten und läßt sich ohne Bezug auf den Wertbegriff direkt aus den Mengen selbst ableiten. Folglich wird hier der Preisbildungsprozeß auch nicht in bezug auf den Such- und Bewertungsprozeß der Wirtschaftssubjekte analysiert, sondern rein mathematisch. Der Grenznutzen bleibt demnach – wie die abstrakte Arbeit – dem realen Marktgeschehen äußerlich.

Wenn die abstrakte Arbeit bzw. der abstrakte Nutzen und die Messung ihrer Größe als dem Marktverhältnis äußerliches Moment aufgefaßt werden, dann verkommen die Wirtschaftssubjekt zu bloßen Objekten des

⁵⁶ Vgl. Heinrich, M.: Die Wissenschaft vom Wert, a.a.O., S. 173; Beckenbach, F.: Zwischen Gleichgewicht und Krise. Zur Konstitution einer Geldökonomie, Frankfurt/M. 1987, S. 49.

⁵⁷ Vgl. ebenda, S. 53.

⁵⁸ Ötsch bezeichnet dieses Maß des Wertes als "abstrakte Lust" oder "individuelle theoretische Größe" – vgl. Ötsch, W.: Das Sraffa-Paradoxon, Berlin 1990, S. 134.

⁵⁹ Vgl. ebenda, S. 135.

Marktes. Das Austauschverhältnis wird als ein eher technisches interpretiert, für das die Handlungen der Subjekte keine Bedeutung in bezug auf die Wert- bzw. Preisbildung haben. Da in den Vorstellungen der Klassik die durchschnittlichen Produktionsbedingungen den Wert jeder einzelnen Ware unabhängig von den Austauschbedingungen determinieren, muß die zu tauschende Ware ihre fertige Wertgröße besitzen, bevor sie auf den Markt gebracht und mit anderen Waren getauscht wird.⁶⁰ Da die Wertgröße der Produkte schon vor dem Austausch existiert, tritt der Produzent demzufolge mit der vorgegebenen Wertgröße der Waren in den Markt ein.

In der Neoklassik ist diese Gleichgewichtsgröße ebenfalls schon vor dem realen Austausch – und zwar durch den Auktionator – gegeben. Die quantitative Gleichsetzung von bestimmten Produkten, d.h. ihr Preis, benötigt dann innerhalb des Marktes keinen Interaktions- bzw. Bewertungsprozeß durch die Tauschenden. Die quantitative Gleichsetzung ist durch ein mathematisches Verfahren ohne Rückgriff auf Handlungen ableitbar, weil die Gesamtmenge der Waren gegeben und bekannt ist. Dabei entsteht der Preis, weil ein gegebenes (reproduktionsfähiges) Mengensystem die beliebige Kombination (und Rücknahme) ökonomischer Aktivität erlaubt. Die Arbeit bzw. der Nutzen gelten von vorn herein als homogen; die Kommensurabilisierung als technischer Prozeß wird als erfolgreich abgeschlossen unterstellt. Die Wirtschaftssubjekte haben keine andere Wahl, als ihre Waren zu den gegebenen Preisverhältnissen zu tauschen. Sowohl im klassischen als auch im neoklassischen Modell tritt das Wirtschaftssubjekt zuerst als Preisnehmer oder als reiner Mengenanpasser auf – Menschen sind in diesem Prozeß nur Objekte.⁶¹

Diesen theoretischen Konzepten ist daher gemeinsam, daß sie den Austausch nicht als einen gesellschaftlichen Prozeß der Anerkennung von

⁶⁰ Vgl. Heinrich, M.: Was ist die Werttheorie noch wert? Zur neueren Debatte um das Transformationsproblem und die Marxsche Werttheorie, in: PROKLA, Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik, Heft 72, 18. (1988)3, S. 29.

⁶¹ Wenn alle Wirtschaftssubjekte Preisnehmer sind, dann stellt sich natürlich die Frage, wer diese Preise festlegt. Die Einführung beispielsweise des Walrasschen Auktionators an dieser Stelle widerspricht aber Hodgson zufolge den Ausgangsannahmen selbst. Demnach muß der Walrassche Auktionator viele Informationen sammeln und über sie verfügen. Kurz gesagt, die Information muß in einer Hand zentralisiert werden. Dies aber widerspricht der als dezentralisiert angenommenen Ausgangssituation – vgl. Hodgson, G. M.: The Reconstruction of Economics: Is There Still a Place for a Neoclassical Theory?, in: Journal of Economic Issues, Vol. XXVI, No. 3, Sep. 1992, S. 753-754.

Privateigentümern sowie als ein Moment des für die gesellschaftliche Reproduktion notwendigen Stoffwechsels verstehen. Der Preis wird nicht als Ausdrucksform gesellschaftlicher Verhältnisse betrachtet. Der Gleichgewichtsbegriff bleibt abstrakt und kann nicht mit dem Interaktionsprozeß realer menschlichen Handlungen vermittelt werden, da der Preisbildungsprozeß nicht kausal aus den Aktivitäten der Wirtschaftssubjekte ableitbar ist. So gesehen, existiert keine theoretisch rationale Rechtfertigung für die Annahme eines langfristigen Gleichgewichts als allgemeines Charakteristikum kapitalistischer Marktverhältnisse.

3 Die gegenwärtige kapitalistische Marktwirtschaft als monetäre Weltwirtschaft

3.1 Das Geld als Vermittlungsform zwischen Handlung und System

Es wurde gezeigt, daß die quantitative Wissenschaft mit ihrem Modell von einer naturalistischen Barterökonomie bei der Darstellung des langfristigen Marktprozesses auf Schwierigkeiten stößt. Diese Schwierigkeiten resultieren nicht zuletzt aus der charakteristischen Trennung von Handlungs- und Systemebene. Die quantitative Erklärung des Marktes in der Gleichgewichtsökonomie vermag die Grundzüge des kapitalistischen Systemcharakters nicht auf die Handlungsebene zurückzubeziehen. Für die Dynamik der realen Markthandlungen findet sich weder im klassischen noch im neo-klassischen Theoriegebäude ein Platz. Die Gleichgewichtsökonomie benötigt für die Beschreibung des Marktprozesses keinen Handlungsbegriff. Darin besteht ihr grundsätzlicher Mangel. Ohne die Fähigkeit zur Erfassung des realen Marktprozesses wird jedoch auch ihr Anspruch auf Geltung als Gesellschaftstheorie höchst fragwürdig. Im Prinzip blieb die Frage nach dem Mechanismus der Selbstorganisation kapitalistischer Marktwirtschaft über mehr als 200 Jahrhunderte – faktisch bis heute – unbeantwortet.

Im folgenden soll zunächst untersucht werden, wodurch das Grundproblem der Gleichgewichtsökonomie, d.h. die Trennung von Handlung und

System im Preisbildungsprozeß, aufgehoben werden kann. Damit wären die Grundlagen dafür zu schaffen, um das kapitalistische Marktsystem wieder als durch Handlungssequenzen vermittelten sozialen Prozeß zu begreifen.

Jedes System ist durch eine innere 'Struktur' oder 'Ordnung' bestimmt, die insbesondere seine relativ stabile Reproduktion sichert. Demgegenüber kann mit Bezug auf den tatsächlichen Ausgangspunkt des Tauschverhältnisses nicht von einer systemisch gegebenen Situation gesprochen werden, wie dies in der Gleichgewichtsökonomie dargestellt wird. Hier herrscht vergleichsweise Chaos. Es gibt weder feste Regeln, noch können bestimmte Gegebenheiten vorausgesetzt werden. Wie aus dieser Ungeordnetheit eine gesellschaftliche 'Struktur' bzw. eine Regelmäßigkeit des Tauschverhältnisses entsteht, ist für die theoretische Erklärung des Preisbildungsprozesses von zentraler Bedeutung. Der Versuch einer solchen Erklärung erfordert aber eine Perspektive, die über die bisherige Fassung des Austauschverhältnisses hinausgeht.

Für eine erste Annäherung an den Tauschprozeß erweist sich der von keynesianischen Ökonomen häufig verwandte Begriff der "Unsicherheit" als wesentlich.⁶² Nicht eine vorgegebene Bestimmtheit, sondern Unsicherheit bzw. das Nicht-Wissen bezüglich zukünftiger Marktkonstellationen prägt das Handeln der Akteure. Karl Marx: hat dies in die bedeutungsschwangere Metapher "im Anfang war die Tat"⁶³ gefaßt. Am nicht kalkulierbaren Ausgangspunkt steht nicht das rationale Denken, sondern die tätige Tauschhandlung. Der Tausch findet nicht dadurch statt, daß die auszutauschenden Produkte a priori gleiche Wertmengen verkörpern. Am Beginn des Tauschverhältnisses gibt es keine eindeutig gegebene Mengengleichheit, weil die Tauschenden weder die rationalen Informationen noch die Mittel besitzen, um Werte berechnen zu können.⁶⁴ Der Austausch

⁶² Der "Unsicherheitsbegriff" unterscheidet sich vom Begriff "Risiko". Wenn Unsicherheit vorliegt, existieren weder subjektive noch objektive Wahrscheinlichkeitsverteilungen, da erstens keine relevante, zeitinvariante Theorie vorhanden ist und zweitens den Wirtschaftssubjekten nur wenige Beobachtungen zur Verfügung stehen – vgl. Bartmann, H., John, D.: Ökonomische Unsicherheit, individuelle Erwartungen und die Rolle des Staates bei Keynes und den Postkeynesianern, in: K. G. Zinn (Hrsg.): Keynes aus nachkeynesscher Sicht, Wiesbaden 1988, S. 19.

⁶³ Marx, K.: Das Kapital. Erster Band, a.a.O., S.101.

⁶⁴ Der hier angesprochene (natürliche) Mensch steht dem herkömmlichen Begriff des "rationalen Menschen" direkt entgegen. Der metaphysische Begriff von Ra-

findet eher des Anspruchswillen statt, die eigenen subjektiven Wertvorstellungen als gleichzeitig gesellschaftlich gültige Wertmengen anerkennen zu lassen. Mit dieser Umkehrung der Perspektive auf den Austausch wird klar, daß der Wert bzw. die Wertgröße nicht als eine a priori gegebene, sondern als eine post priori zu konstatierende Tatsache verstanden werden muß. Mehr noch; der Anspruch auf gesellschaftliche Anerkennung ist nicht an das Prinzip der quantitativen Gleichsetzung gebunden, wie dies in der Gleichgewichtstheorie der Fall ist. Dies gründet sich darauf, daß der Akteur in dieser mit Unsicherheit verbundenen Tauschsituation sein Handeln nicht an der maximalen Befriedigung seiner individuellen Besitzinteressen orientiert, sondern an der Sicherung seines gesellschaftlichen Status, an seinen gesellschaftlichen Ansprüchen und seinen (gesellschaftlichen) Wertvorstellungen.⁶⁵ Beim Austausch geht es also von vornherein nicht um möglichst große quantitative Äquivalenz, sondern um soziale Gleichheit. Und Letzte ist in erster Linie qualitativ und erst sekundär quantitativ bestimmt.

Da die Wirtschaftssubjekte wegen ihrer verschiedenen subjektiven und zufälligen Wertschätzungen sich auf keinen einheitlichen Maßstab einigen können, entsteht für die individuellen Tauschakte das Problem des Übergangs vom Gebrauchswert zum Tauschwert bzw. vom naturalen zum gesellschaftlichen Tauschverhältnis. Abgesehen davon wird die Beschreibung des Tauschaktes mittels eines barterökonomischen Modells auch deshalb fragwürdig, weil damit versucht wird, das Übergangsproblem innerhalb seiner selbst zu lösen. Da das Übergangsproblem aber erst aus der barterökonomischen Situation selbst entsteht, kann es nicht innerhalb derselben gelöst werden. Alle barterökonomischen Tauschakte bleiben lediglich ein individueller, subjektiver Vorgang, der nicht zu gesellschaftlichen Regelmäßigkeiten führt.⁶⁶

Der einzige Weg, der aus dieser Situation zum gesellschaftlichen Verhältnis führt – also einen allgemeinen Anerkennungsprozeß ermöglicht – besteht darin, daß die einzelnen Akteure ihre subjektiven Wertvorstellungen

tionalität geht davon aus, daß der Mensch über die Wahrheit (Informationen) a priori im Denken und real verfügen kann. Dieser Mensch existiert aber in Wirklichkeit nicht, sondern nur in der Phantasie – vgl. Jonas, F.: Das Selbstverständnis der ökonomischen Theorie, Berlin 1964, S. 218.

⁶⁵ Vgl. Polanyi, K.: *The Great Transformation*, Wien 1971, S. 68.

⁶⁶ Nach M. Blaug ist eine der wichtigsten Merkmale der auf fiktiven Annahmen gründenden Gleichgewichtsökonomie, daß es keine Möglichkeit gibt, von der Theorie zur Realität überzugehen – vgl. Blaug, M.: *The methodology...*, a.a.O., S. 187 – 192.

gen auf von allen Tauschteilnehmern akzeptierte allgemeine Wertvorstellungen beziehen. D.h., einzelne Wirtschaftssubjekte können dieses Problem nicht aus sich selbst heraus lösen, sondern nur mit Bezug auf andere. Erst mit Bezug auf diesen allgemeinen Wertausdruck im Tausch wird der unsichere, subjektive Wert als gesicherter und gleichzeitig gesellschaftlich objektivierter Wert realisiert, wodurch das individuelle Verhalten einer Regelmäßigkeit unterworfen wird. Erst dadurch wird das Übergangsproblem in Gesellschaftlichkeit gelöst, und die Tauschakte erhalten die Eigenschaft gesellschaftlicher Handlungen. Alle herkömmlichen Werttheorien haben den Begriff der "Menge" als Verbindungsglied zwischen Wert und Preis angesehen. Die tatsächliche Lösung ist jedoch keineswegs quantitativ, sondern qualitativ, weil die Wertgröße stets nur post priori gegeben ist.

Das entscheidende Defizit der Preistheorie in der Gleichgewichtsökonomie besteht darin, daß sie gerade den Wert als a priori gegeben behandelt. Quantitative Maßstäbe sind aber nicht der Ausgangspunkt des Anerkennungsprozesses, sondern sein Endergebnis. Dem vorausgesetzt ist eine qualitative – nicht exogene, sondern endogene – Lösung des Problems. D.h., die Lösung muß sich aus einem vielstufigen Suchprozeß der Tauschteilnehmer selbst ergeben.

Die durch diesen Suchprozeß entstandene Lösung des Wertbestimmungsproblems, die heute auch von viele Wissenschaftlern akzeptiert wird, hat keineswegs eine rein quantitative, sondern auch eine institutionelle Form.⁶⁷ Diese Institution kann zunächst als ein menschliches Produkt bezeichnet werden, dessen Eigenschaften nicht auf menschliche Vernunft reduziert werden können.⁶⁸ Obwohl die Gleichgewichtsökonomie diese

⁶⁷ Dies wird auch in der Regulationstheorie deutlich. Institutionelle Formen sind nach der Regulationstheorie Erscheinungs- und sogar legale Formen, in denen die betreffenden Akteure ihren Eintritt in das soziale Verhältnis erleben – vgl. Lipietz, A.: Akkumulation, Krise und Auswege aus der Krise: Einige methodische Überlegungen zum Begriff "Regulation", in: PROKLA, Zeitschrift für politische Ökonomie und sozialistische Politik, Heft 58, 15(1985)1, S. 112.

⁶⁸ Institutionen sind ein universelles Merkmal menschlichen Zusammenlebens. Sie sind Manifestationsformen oder Symbolnetze von Handlungsregelmäßigkeiten oder –gewohnheiten, die im öffentlichen Gebrauch und soziohistorisch auf "relative Dauer" angelegt sind. Durch Institutionen werden menschliche Bedürfnisse befriedigt und soziale Interaktionen strukturiert. Im weitesten Sinne strukturieren Institutionen den gesamtgesellschaftlichen Meinungs-, Willensbildungs- und Entscheidungsfindungsprozeß – vgl. Nohlen, D. (Hrsg.): Pipers Wörterbuch zur Politik, München 1989 (3. Auflage), S. 376.

sozialen Bedingungen im Prozeß der Herstellung des Marktverhältnisses vernachlässigt, kann ihre Existenz im Preisbildungsprozeß nicht einfach negiert werden, weil ohne diesen Bezug die Entstehung des gesellschaftlichen Marktverhältnisses unmöglich erklärbar ist. In der Tat spielt sie eine bedeutende Rolle. Die sozialen Bedingungen wie auch die institutionellen Formen dienen vor allem als Vermittler zwischen Handlungen und System. Dadurch wird es erst möglich, daß individuelle Tauschakte in einen gesellschaftlichen Preis münden.

Die gegenseitige Anerkennung von individuellen Werten vollzieht sich in der kapitalistischen Ökonomie heute nur innerhalb des vom Markt bestimmten Raumes. Der Markt ist eine der institutionellen Formen, die als Treffpunkt zum Zweck von Tausch, – Kauf und Verkauf – von Waren fungieren. Aber im Markt vollzieht sich der Tausch nicht als Bartergeschäft – Ware gegen Ware –, sondern gegen Geld, das die seltene Eigenschaft besitzt, privaten Produkten direkt gesellschaftlichen Wert zuzuerkennen. Das Chaos der barterökonomischen Austauschsituation wird aufgelöst, indem sich das Wirtschaftssubjekt mit seinem Produkt auf Geld bezieht. Erst dadurch vermag das Wirtschaftssubjekt den subjektiven Gebrauchswert seines Produkts als gesellschaftlich gültigen Wert zu realisieren. D.h., erst vermittelt durch das Geld beziehen sich Produkte als Äquivalente oder relative Preise aufeinander; nur so kann die Regelmäßigkeit des Tauschverhältnisses gesichert werden. Daher ist Geld die institutionelle Form, die im Tausch das Verhältnis zwischen Handlungen und System vermittelt. Damit wird das Geld zum Träger des Wertes im Preisbildungsprozeß und zum Zentrum des gesellschaftlichen Wertsystems. Deshalb stellt sich die Frage, wie und mit welchem Stellenwert Geld im Rahmen des Preisbildungsprozesses bzw. in der ökonomischen Analyse behandelt werden muß.

Mit dem Auftauchen des Themas "Geld" insbesondere in den letzten Jahrzehnten der Wissenschaftsentwicklung hat die Gleichgewichtsökonomie deutlich an Dominanz eingebüßt. Zugleich entzündet sich aber die Diskussion mehr und mehr an der Frage, wie dieser Wertträger "Geld" inhaltlich und methodisch verstanden werden muß. Hier wird vorgeschlagen, den Wertträger "Geld" als prozedurale Wertform, zu verstehen. Geld ist kein rein vernunftmäßiges Produkt, wie von vielen Gleichgewichtstheoretikern behauptet wird. Es besitzt vielmehr eine quasi "übermenschliche" Eigenschaft. Diese Ansicht wird in der Wissenschaft weithin geteilt. Vor allem institutionell orientierte Wirtschaftler behaupten, daß Geld per se eine Institution sei und daß sein Wesen und seine Existenz deshalb nicht aus

dem logischen Denken der "Robinsonschen Ökonomie" erklärt werden könne.⁶⁹ Diese Kritik der herkömmlichen Ökonomie gründet in deren unrealistischen Annahmen – konkret der Annahme von der unbegrenzten individuellen Rationalität.⁷⁰ Demgegenüber betonen die InstitutionalistInnen Unsicherheit, Unwissenheit und irriige Erwartungen als in der Realität tatsächlich existierenden Bedingungen und leiten das Geld daraus ab. So faßt z.B. R. Richter, ein Vertreter der New Institutional Economics (NIE), ökonomische Verhältnisse zunächst in zwei Hauptkategorien: "Eigentumsrecht" und "Transaktion". Das grundlegende ökonomische Verhältnis ist demnach die Transaktion von Eigentumsrechten an Gütern. Richter erwähnt dann, daß diese Transaktionen "Transaktionskosten" verursachen. Die Existenz dieser Kosten wird wiederum aus Unsicherheit bzw. Unwissenheit, denen die Individuen ausgeliefert sind, erklärt.⁷¹ Beim Bestreben, diese Transaktionskosten zu verringern bzw. Unsicherheit zu vermeiden, wird *unabsichtlich* ein Mittel entwickelt, das von den Wirtschaftssubjekten als allgemeines Tauschmittel akzeptiert wird. Für Richter ist dieses Mittel Geld. Und die Funktion des Geldes besteht demnach in der Minimierung von Transaktionskosten.

Der institutionelle Charakter des Geldes wird auch von Monetärkeynesianern wie H. Riese betont. Ähnlich wie die Vertreter der NIE sieht Riese Geld als das Medium der Kontrakterfüllung an und faßt es somit als Zahlungsmittel auf. Als Zahlungsmittel bezieht sich das Geld für ihn auf die Ablösung von Kredit. Aus diesem Kreditverhältnis leitet Riese Geld ab. Urheber des Kreditverhältnisses ist die Bank, besonders die Zentralbank, der entscheidende Bedeutung zukommt, weil sie die Ablösung des Kredits in Form von Geld gewährleistet. Damit wird für Riese die Zentralbank die Quelle des Geldes.⁷² Demgegenüber gehen Soziologen wie N. Luhmann

⁶⁹ Vgl. Richter, R.: New Institutional Economics and Monetary Economics, in: Journal of Institutional and Theoretical Economics (JITE), 144, 1988, S. 209.

⁷⁰ Vgl. Hutchison, T.: Institutional Economics Old and New, in: Journal of Institutional and Theoretical Economics (JITE), 140, 1984, S. 25-26.

⁷¹ Vgl. Richter, R.: New Institutional Economics..., a.a.O., S. 217-222.

⁷² Vgl. Riese, H.: Geld: Das letzte Rätsel der Nationalökonomie, in: W. Schelke, M. Nitsch (Hrsg.): Rätsel Geld, Marburg 1995, S. 54-62. Eine andere interessante Ansicht vertreten Heinsohn und Steiger. Sie haben gezeigt, daß das Geld aus der Existenzunsicherheit von Individuen in einer Gesellschaft mit Privateigentum und den daraus erwachsenden Gläubiger-Schuldner Verhältnissen entsteht. Daran anschließend verzichteten sie darauf, das Geld auf herkömmliche Weise aus einer Tauschtheorie abzuleiten und entwickelten eine Theorie des Zinsanspruchs – vgl.

davon aus, daß Geld ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium ist, dessen Funktion darin besteht, eine bestimmte Art von Handlungen über Zahlungen zu systematisieren.⁷³

Obwohl diese Auffassungen erhellen, daß Geld keine technische Größe, sondern ein zur Sache gewordener normierter Ausdruck ist, reicht das bisher Entwickelte nicht aus, um den Stellenwert des Geldes in der werttheoretisch fundierten Preistheorie tatsächlich zu bestimmen. Dies rührt daher, daß in diesen Konzeptionen das Verhältnis zwischen Form und Funktion des Geldes im Preisbildungsprozeß mißverstanden wird. Es wird kein einheitlicher Zusammenhang zwischen Form und Funktion des Geldes in bezug auf die Wertbildung hergestellt. Sie beschreiben die Institution einfach ohne Rückgriff auf den Wert, obwohl sie unterstellen, daß Geld eine institutionelle Form sei oder daß es aus der Institution entstehe. Geld als die institutionelle Form erscheint daher dem Wertbildungsprozeß gegenüber als äußerlich. Aus dieser exogen gegebenen Form werden dann die Geldfunktionen abgeleitet. Form und Funktion beziehen sich nur zufällig aufeinander – Geld wird lediglich aus einer funktionalistischen Betrachtungsweise abgeleitet. Damit kann die inhaltliche Bedeutung des Geldes als Vermittler nicht erfaßt werden.

Was in der Übergangsphase vom individuellen Warentausch zum gesellschaftlichen Verhältnis, also im Wertanerkenntnisprozeß, in bezug auf das Geld geschieht, ist nicht die Änderung der Funktion, sondern ein Formwechsel des Werts. Der Tauschwert bzw. das allgemeine Ausdrucksmittel des Werts erscheint nun nicht als er selbst, sondern in Form des Geldes. Geld, das als Vermittler zwischen Handlungen und System fungiert, muß daher vor allem als Form des Werts verstanden werden. Am Anfang dieser Vermittlung steht nicht die Funktion, sondern die Form. Die Form der Wertvermittlung ist selbst aber mehr oder weniger abhängig vom laufenden Marktgeschehen. Geld wechselt seine Form unendlich oft – je nach den zeitlichen und räumlichen Bestimmungen des sich entwickelnden

Heinsohn, G.: Muß die abendländische Zivilisation auf immer unerklärbar bleiben?, in: Ebenda, S. 209–270.

⁷³ Vgl. Luhmann, N.: Das sind Preise, in: Soziale Welt, Nr. 2, 1983, S. 154–155. Dagegen konzentriert sich H. Ganßmann auf den Zusammenhang von Geld und Arbeit und zeigt die dahinter verborgene Herrschaftsstruktur. Ferner kritisiert er die modernen soziologischen Geldtheorien, die die im Marktverhältnis existierende geldvermittelte Herrschaft zugunsten einer Betonung der Kommunikations- und Handlungskordinationsleistungen des Geldes ausblenden – vgl. Ganßmann, H.: Geld, Arbeit und Herrschaft, in: W. Schelkle, M. Nitsch (Hrsg.): Rätsel Geld, a.a.O., S. 125–143.

Marktverhältnisses. Die Form ist nicht fixiert, sondern offen und sie entwickelt sich zusammen mit dem Marktverhältnis. Die Funktion des Geldes muß aus seiner sich entwickelnden Form bestimmt werden. Als Wertvermittlung funktioniert Geld als Zirkulationsmittel, Schatzmittel und Zahlungsmittel. In jeder sich entwickelnden Form aber herrscht eine bestimmte Funktion des Geldes vor, gemäß den ihr entsprechenden Konstellationen des Marktverhältnisses. Und durch die jeweilige Funktion wird die Form des Geldes näher bestimmt. Die Bedeutung des werttheoretisch fundierten Geldes liegt nicht darin, seine Funktionen im Preisbildungsprozeß zu untersuchen, sondern in dieser – von Zeit und Raum bestimmten – sich entwickelnden Wertform.

Abgesehen von seinen Entwicklungsformen spielt Geld im Preisbildungsprozeß eine spezifische Rolle. Als Vermittler zwischen Handlungen und System macht Geld vor allem verschiedene Produkte kommensurabel. D.h., Geld verwandelt die Heterogenität der Arbeitsprodukte in Homogenität. Geld löst alle qualitativen Eigenschaften des Produktes auf in quantitative Unterschiede. Für die Beziehung zum Geld hat daher der individuelle qualitative Warenwert für die Wirtschaftssubjekte keine Bedeutung mehr. Das Marktverhältnis wird auf die einheitliche Dimension der Quantität reduziert, die durch die Wirtschaftssubjekte angenommen werden muß.⁷⁴ Vor dem Hintergrund einer Quantifizierung der Produkte bestimmt Geld die Qualität des Marktverhältnisses. Geld bringt den isolierten und einzelnen Tauschakt oder das einzelne Marktsegment in den Raum der Quantität und bringt schließlich die Vernetzung der Märkte zu einem System hervor. D.h., erst durch das Geld können sich die verschiedenen Märkte von isolierten Orten zu einem System verdichten.⁷⁵ Geld reduziert das Marktverhältnis auf eine Dimension und die Wirtschaftssubjekte werden in dieses einheitliche System gezwungen. Diese Quantifizierung wie auch die Qualifizierung über die Vermittlung der Preisbildung können als Prozeß der Integration in die Welt betrachtet werden. Diese Welt ist nichts anderes als die monetäre Weltwirtschaft. Der Preisbildungsprozeß, der vermittels der Geldform erfolgt, ist dann kein reiner Ausgleichsprozeß der Quantität mehr. Er ist der Konstruktionsprozeß eines gesellschaftlichen

⁷⁴ Allerdings ist diese Größe nicht eine von Natur gegebene exogene Zahl, wie die Gleichgewichtsökonomie Glauben machen will, sondern eine durch die menschlichen Beziehungen herausgearbeitete Größe.

⁷⁵ Vgl. Altwater, E.: Die Zukunft des Marktes, Münster 1991, S. 70.

Verhältnisses – und das Geld ist der Träger des Prozesses, in dem sich dieses gesellschaftlichen Verhältnisses herausbildet.⁷⁶

3.2 Das Ungleichgewicht im Marktprozeß

Einmal angenommen, das Übergangsproblem wurde bereits gelöst, stellt sich die Frage, ob der geldwirtschaftliche Marktprozeß dann in einen harmonischen Mechanismus verwandelt werden kann wie die Gleichgewichtsökonomie annimmt. Existiert also tatsächlich Stabilität im dynamischen Modell einer kapitalistischen Geldwirtschaft? Es geht letztlich um die von der Gleichgewichtsökonomie aufgestellte These vom Gravitationszentrum.

Auf einige Schwachpunkte dieser Gravitationsthese wurde bereits hingewiesen. Erstens wurde das Problem der ungleichen Profitrate angeschnitten. Die Profitrate ist nicht in jedem Sektor der Industrie gleich und es existiert kein Beweis, daß die unterschiedlichen Profitraten konvergieren.⁷⁷ Zweitens wurde gezeigt, daß sich das Gravitationszentrum des Preises mit technischen Veränderungen der Produktion radikal verändern kann.⁷⁸ Drittens wurde durch die Monopoltheorie die Annahme der vollständigen Konkurrenz in Frage gestellt; wodurch die Annahme einer Tendenz zum natürlichen Preis delegitimiert wird.⁷⁹ In bezug auf das Geld wurde diese Kritik allerdings nicht erhärtet. Deshalb sind die genannten Kritikpunkte hinsichtlich des geldvermittelten Preisbildungsprozesses bzw. der Reproduktionsdynamik der gegenwärtigen kapitalistischen Geldwirt-

⁷⁶ C. Deutschmann stellt Geld als soziales Konstrukt dar. Im gleichen Kontext definiert M. Aglietta Geld als einen Sozialisierungsmodus der Subjekte als Auto-Organisation – vgl. Deutschmann, C.: Geld als soziales Konstrukt. Zur Aktualität von Marx und Simmel, in: *Leviathan*, 23.(1995)3, S. 376–393; Aglietta, M.: Die Ambivalenz des Geldes, in: J. Kintzele, P. Schneider (Hrsg.): *Georg Simmels Philosophie des Geldes*, Frankfurt/M. 1993, S. 181.

⁷⁷ Diese Kritik wird in den Arbeiten von J. Weeks, Farjoun, Machover und W. Semmler vorgebracht.

⁷⁸ Vgl. Walker, R.: The dynamics of value, price and profit, in: *Capital & Class*, No. 35, 1988, S. 155.

⁷⁹ Vertreter dieser Monopoltheorie sind u.a. Baran, Sweegy, Steindl, O'Connor, Sherman. Nach dieser Theorie wird das Gesetz des Wertes irrelevant und es existiert kein Gesetz für den Preis. Ferner kann der Monopolpreis das ökonomische System zur Stagnation führen bzw. seine Instabilität steigern.

schaft unzureichend. Im folgenden wird die Gravitationsthese im Zusammenhang mit dem Geldproblem diskutiert.

Die Tatsache, daß Geld den Marktsubjekten einen Handlungsspielraum eröffnet und zugleich den gesellschaftlichen Marktprozeß überhaupt erst ermöglicht, bedingt insbesondere eine Verschiebung des Untersuchungsgegenstandes. Da der Marktprozeß nicht mit Hilfe eines Auktionators, der die quantitativen Relationen kennt, abgewickelt wird, sondern lediglich durch monetäre Transaktionen bzw. geldliche Beziehungen entsteht, ist es nicht mehr der Gegenstand des Preisbildungsprozesses, die vom Auktionator a priori gesetzte quantitative Gleichgewichtsgröße zu ermitteln. Es gilt vielmehr den durch Geld bewirkten Koordinationsprozeß zu verfolgen.

Auf den ersten Blick kann aus dem monetären Koordinationsmechanismus leicht ein falscher Preis abgeleitet werden. Damit ist ein Ungleichgewicht durchaus vorstellbar. Dieses Ungleichgewicht kann, im Sinne der Klassik, als Marktpreis oder zufälliger Preis bezeichnet werden. Es ist kurzfristig; langfristig soll es wieder im Gleichgewicht aufgefangen werden. Der durch Geldbeziehungen vermittelte Ausgleichsprozeß, d.h. der langfristige Annäherungsprozeß an den natürlichen Preis, kann aber nicht als barterökonomisches Modell konstruiert werden. Während das tauschwirtschaftliche Modell eine gegebene Gesamtwertmenge unterstellt und daher keinen Effekt auf die gesamtgesellschaftliche Wertgröße feststellen kann, ist dies in einer Geldwirtschaft anders. Da Werte in der Geldwirtschaft nur über die Geldform realisieren werden können, löst eine Veränderung der geldlichen Koordination nicht nur technische Verteilungsprozesse unterhalb der gegebenen Wertgröße aus, sondern ist selbst ein Moment der Wertbildung. Dieser Umstand hat bedeutende Konsequenzen für die Preisbildung bzw. das Marktverhältnis. Erstens kann der ungleiche, auf Geld basierende Tausch (bzw. der 'falsche' Preis) durchaus auch einen Anteil an der Änderung der gesellschaftlichen Wertgröße haben. Das "Ungleichgewicht" ist demnach kein zufälliges und vorübergehendes Moment, sondern eines der wesentlichen Momente gesellschaftlicher Reproduktion. Der monetäre Preisbildungsprozeß kann dann als Verhältnis zwischen kurzfristigen Momenten des Gleichgewichts *und* des Ungleichgewichts angesehen werden. Der eigentliche Charakter des kapitalistischen Marktsystems besteht genau in diesen sukzessiven Wechselwirkungen zwischen beiden kurzfristigen Momenten. Es ist demnach ein Fehler der herrschenden Ökonomie, daß sie diese Form des Ungleichgewichts nicht ernsthaft untersucht hat. Zweitens erweitert sich damit die werttheoretisch fundierte Preistheorie auf die Produktionsebene. In einer

Geldwirtschaft ist der Preisbildungsprozeß ein einheitlicher Prozeß in Produktion und Zirkulation. Diese Vermittlung kann die klassische wie die neoklassische Preistheorie mit der Trennung von Produktion und Tausch nicht leisten. Drittens kann zwar in einem barterökonomischen Modell die gegebene Größe des Wertes als Gravitationszentrum funktionieren. In einer Geldwirtschaft existiert dieses Gravitationszentrum jedoch nicht, weil sich die Wertgröße infolge fortgesetzter monetärer Einzeltransaktionen ständig verändert. Von Anfang an gibt es in diesen Tauschakten keine Garantie für die Herausbildung eines Gleichgewichts – im Gegenteil, auch ein permanentes Ungleichgewicht ist möglich.

Um das Marktverhältnis als ganzheitliche Wechselwirkungen von kurzfristigen Momenten des Gleichgewichts und des Ungleichgewichts zu erfassen, reicht es aber nicht aus, Geld lediglich in seiner Funktion als Tauschmittel zu betrachten und es als neutral anzusehen. Unter diesem Blickwinkel kann das der Vermittlungsform "Geld" innewohnende Moment des Ungleichgewichts nicht erfaßt werden. Nur wenn Geld auf seine Funktion als Tauschmittel beschränkt wird, vermag es die einseitige Vorstellung vom Gleichgewicht zu bedienen. Der große Fehler der herkömmlichen Ökonomie in bezug auf Geld als Tauschmittel besteht gerade darin, daß Kauf und Verkauf im Tauschverhältnis immer als wechselseitiger/gleichzeitiger Vorgang verstanden werden, so daß das Geld niemals aus der Zirkulationssphäre austritt. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Vorstellung der prozessierenden Realität ganz und gar widerspricht, weil die Metamorphose des Wertes durch die Trennung von Verkauf und Kauf unterbrochen werden kann. In der Geldwirtschaft besteht keine Notwendigkeit, daß Kauf und Verkauf immer gleichzeitig erfolgen müssen. Wenn der Warenbesitzer seine Ware verkauft, muß er keineswegs die gleiche Geldmenge sofort wieder verausgaben. Wie nicht nur die Keynesianer betonen, verläßt das (eingenommene) Geld vielmehr die Zirkulationssphäre, wenn der ehemalige Waren- und jetzige Geldbesitzer keine andere Ware benötigt und sein Geld aus spekulativen Erwägungen zurückhält. In diesem Fall fungiert Geld nicht als Tauschmittel, sondern als Schatz bzw. Mittel zur Wertaufbewahrung. Diese Erweiterung der Geldfunktionen als Schatzmittel repräsentiert ein wesentliches Moment des Ungleichgewichts im monetären Preisbildungsprozeß. In einer Geldwirtschaft ist Geld immer sowohl Tauschmittel als auch Schatzmittel.

Das Heraustreten des Geldes aus der Zirkulation und seine Verwandlung in Schatz sind aber in einer Geldwirtschaft niemals neutral gegenüber der Preisbildung und gegenüber dem Marktverhältnis überhaupt. Da in der

Geldwirtschaft Wert nur als Geld existiert bzw. die Realisierung von Wert nur vermittelt der Geldform möglich ist, verursacht das Herausfallen einer Geldmenge aus der Zirkulation keineswegs nur rein quantitative Inkongruenzen zwischen Wertgröße und Preis, sondern tendenziell auch eine Stokung der Produktion. D.h. die Aufschätzung von privatem Geldvermögen verhindert die Realisierung von Wert auf dem Markt. Auch deshalb ist kein stabiles Gleichgewicht in der Dynamik des Marktsystems vorstellbar.⁸⁰ Und das gleichgewichtstheoretische Postulat von der Neutralität des Geldes wird ad absurdum geführt. Geld ist gegenüber dem Markt niemals neutral, was bereits durch seine Funktion als Schatzmittel bewiesen wird.

Nachdem die Illusion des mechanischen Gleichgewichts der klassischen Politischen Ökonomie in der Geldwirtschaft untergegangen ist, verlagerte sich die Kontroverse um eine schlüssige Erklärung Marktmechanismus auf eine Auseinandersetzung zwischen Monetärkeynesianern und Marxisten. Obwohl es nach Ansicht der Keynesianer kein stabiles Gleichgewicht in einer Geldwirtschaft gibt, vertreten sie die Meinung, daß sich die Instabilitäten des Marktsystems durch politische Eingriffe einem Gleichgewicht annähern läßt. Demgegenüber gehen die Marxisten davon aus, daß sich derartige Gleichgewichtsbedingungen auch durch politische Regulation niemals herstellen lassen. Das Hauptproblem im theoretischen Verständnis des monetären Marktverhältnisses verlagert sich daher von der Frage nach der Möglichkeit eines stabilen endogenen Gleichgewichts, auf das Problem, ob ein solches Gleichgewicht exogen, von außen herbeigeführt werden kann.

Die eigentliche Ursache für die Kontroverse zwischen Keynesianern und Marxisten liegt jedoch darin begründet, daß sie Geld in seiner Funktion als Zahlungsmittel, d.h. in bezug auf die gegenwärtig dominierende Geldfunktion, unterschiedlich interpretieren. Die Akkumulation von Geldvermögen ist die Grundlage des kapitalistischen Kreditsystems, und bedingt so das übergroße Gewicht der Zahlungsmittelfunktion des Geldes. Um Stockungen in der Zirkulationssphäre zu vermeiden, d.h. um den Marktprozeß reibungslos fortsetzen zu können, bedarf es des Geldes als Kredit. Geld funktioniert in Form von Kredit nunmehr als Zahlungsmittel. Das Spezifikum des Zahlungsmittels ist es, daß Geld nun vor oder nach dem Warentausch, d.h. unabhängig vom aktuellen Tauschakt gezahlt werden kann. Das Zahlungsmittel reguliert nun mit seiner Manipulation der Zeitdimension die Realisierung des Wertes auf der materiellen Ebene.

⁸⁰ Nach K. Marx beruht hierin bereits die abstrakte Möglichkeit der Krise.

Damit wird eine Trennung von monetärem und realem Sektor im Marktgeschehen möglich. Während die Funktion von Geld als Schatzmittel den direkt an die materielle Sphäre gebundenen Begriff der "Nicht-Neutralität des Geldes" konstituiert, repräsentiert Geld als Zahlungsmittel dagegen jenen Begriff der "Nicht-Neutralität des Geldes", der allein an den monetären Sektor gebunden ist. Die Monetärkeynesianer priorisieren diese an den monetären Sektor gebundene Nicht-Neutralität des Geldes. Daraus wird schließlich der Vorrang des Geldmarkts gegenüber dem Gütermarkt abgeleitet. Dagegen ist eine solche Entkopplung von realwirtschaftlichem und monetärem Sektor für die Marxisten niemals gegeben. Ob sich eine kapitalistische Geldwirtschaft politisch auf einen stabilen Gleichgewichtszustand hinsteuern läßt, ist abhängig davon, ob die allein an den monetären Sektor gebundene Nicht-Neutralität des Geldes potentiell positive Effekte auf den Preisbildungsprozeß und das Marktverhältnis hat.

4 Die Nicht-Neutralität des Geldes bei Marx und Keynes

Sowohl für K. Marx als auch für J. M. Keynes war die kapitalistische Marktwirtschaft immer vorrangig eine qualitativ zu bestimmende Gesellschaftsform. Dies verdeutlicht z.B. die Kritik von Marx an Bailey:

"Die oberflächliche Auffassung dieser Tatsache, daß das Äquivalent in der Wertgleichung stets nur die Form eines einfachen Quantum einer Sache, eines Gebrauchswertes, besitzt, hat Bailey, wie viele seiner Vorgänger und Nachfolger, verleitet, im Wertausdruck ein nur quantitatives Verhältnis zu sehen. Die Äquivalentform einer Ware enthält vielmehr keine quantitative Wertbestimmung."⁸¹

Die Position von Keynes wurde von R. M. O'Donnell dargestellt:

"In general terms, Keynes's position may be viewed as follows. Reality is always qualitative and, depending on its nature, possibly quantitative as well, with the quantitative side comprising both ordinal and numerical ma-

⁸¹ Marx, K.: Das Kapital. Erster Band, a.a.O., S. 70.

gnitudes. The general presumption that the world is fundamentally isomorphic with the terms necessary for quantitative analysis is thus invalid."⁸²

Methodischer Ausgangspunkt für eine Wert- und Preistheorie ist für Marx wie auch für Keynes – im Unterschied zur Gleichgewichtsökonomie – ein qualitatives Verhältnis. Daraus leiten sie die sog. "Monetäre Theorie der Produktion" ab. Dieses qualitativ orientierte Herangehen an die Kategorie "Geld" unterscheidet Marx und Keynes von der metaphysisch konstruierten Barterökonomie. Bei ihnen wird die Barterökonomie durch die Geldökonomie ersetzt. Geld ist von Anfang an ein notwendiger Bestandteil des kapitalistischen Wirtschaftssystems und damit auch für die Produktionssphäre relevant – es ist alles andere als neutral. Dieser geldvermittelten Verknüpfung von Produktion und Zirkulation sind auch die zunächst nur abstrakten, Möglichkeiten von Krisen und Instabilitäten geschuldet. Die Theorien von Marx und Keynes konvergieren daher nicht nur methodisch, sondern auch inhaltlich in ihrer Ablehnung der Gleichgewichtsökonomie.

Dennoch besteht ein großer Unterschied zwischen Marx und Keynes. In der Konstruktion des geldvermittelten Marktprozesses wird die Nicht-Neutralität des Geldes in bezug auf den Wertbegriff unterschiedlich behandelt. Obwohl Keynes in der "Arbeit" den einzigen Produktionsfaktor ausmacht⁸³, ist die Arbeit nicht sein Thema. Nach J. Weeks bleibt das Verständnis für die Kategorie "Arbeit" bei Keynes ähnlich dem der Arbeitswerttheorie von D. Ricardo. Dabei monetarisiert Keynes im Unterschied zu Ricardo jedoch den Wert.⁸⁴ Im Ergebnis dieser Monetarisierung vollzieht Keynes den Übergang vom "physikalischen" Wertmengenbegriff zum "nichtphysikalischen" Wertbegriff, d.h. von der Arbeit zum Geld. Bei Keynes ist folglich Nicht-Neutralität allein auf Geld bezogen. In der Marxschen Theorie hingegen bildet der Zusammenhang von Arbeit und Geld einen Angelpunkt für das Verständnis des kapitalistischen Systems. Während Keynes die beiden Begriffe "Arbeit" und "Geld" ambivalent getrennt läßt, geht die Marxsche Theorie davon aus, daß die Arbeit Grundla-

⁸² O'Donnell, R. M.: Keynes on Mathematics: Philosophical foundations and economic applications, in: Cambridge Journal of Economics, Vol. 14, 1990, S. 34.

⁸³ Vgl. Keynes, J. M.: The General Theory and After: Part II..., a.a.O., S. 214.

⁸⁴ Vgl. Weeks, J.: Value and Production in General Theory, in: J. Hillard (Hrsg.): J. M. Keynes in Retrospect, Aldershot 1988, S. 187.

ge des Wertes und das Geld seine Ausdrucksform ist. Marx analysiert die Nicht-Neutralität des Geldes in bezug auf die Arbeit. Dieser Unterschied markiert nicht die einzige Trennlinie zwischen Marx und Keynes: beide leiten aus ihren Theorien jeweils unterschiedliche Konsequenzen ab.

Für beide Theoretiker gilt das geldwirtschaftlich orientierte Handeln als Konstituens kapitalistischer Verhältnisse überhaupt. Beide konstatieren für den Kapitalismus zudem eine "Verselbständigung" der geldwirtschaftlichen Verhältnisse gegenüber dem Handeln der Individuen – den Geldfetischismus im Kapitalismus. Während Marx es unternimmt, die Konstitution der versachlichten, verselbständigten und verkehrten kapitalistischen Produktionsverhältnisse in seinem "Arbeitsbegriff" zu rekonstruieren, gelingt es Keynes nicht, den mit einer derartigen Konstitutionstheorie verknüpften Anspruch einzulösen. Er konzentriert sich vor allem auf den knappheitsbezogenen Begriff des Geldes. Knappheit ist jedoch keineswegs eine objektive Eigenschaft des Gegenstandes der ökonomischen Wissenschaft. Ihr Gegenstand sind vielmehr vor allem handelnde und bedürftige Subjekte. Die Knappheitstheoretisch begründete Nicht-Neutralität des Geldes geht zudem in der Kategorie einer handlungsbezogenen Geldwirtschaft auf. Die Theorie der Integration von Wert und Geld bzw. die monetäre Theorie der Produktion von Keynes wird wesentlich im Rahmen des auf die Handlungstheorie bezogenen Paradigmas konstruiert. Auch deshalb erlangt der Begriff "Erwartung" bei Keynes eine derart zentrale Bedeutung. "Erwartung" und "Unsicherheit" sind so unlösbar miteinander verbunden.

"Unsicherheit" ist nach Keynes ein grundlegendes Systemmerkmal des kapitalistischen Marktverhältnisses, in dem keiner auf Rationalität oder Kalkulierbarkeit bauen kann. Geld ist in diesem ökonomischen System das einzige Wertaufbewahrungsmittel und damit ein Bindeglied zwischen Zukunft und Gegenwart. Alle (von permanenter "Unsicherheit" geprägte) wirtschaftliche Dynamik gründet im Kapitalismus auf "Erwartungen" zukünftigen Gewinns. Dadurch werden alle geldwirtschaftlichen Handlungen motiviert und orientiert.

Aber aus den Marktverhältnissen ergeben sich auch unbeabsichtigte Nebenwirkungen menschlicher Handlungen. Obwohl Keynes diese unbeabsichtigte Nebenwirkungen in seinem monetären Modell des Marktverhältnisses anerkennt, nimmt er sie nicht ernst. Für ihn können diese Wirkungen, geldwirtschaftlich beherrscht werden. Demgegenüber ist für Marx der zentrale Punkt seiner Geldtheorie die Frage, ob die ungewollten Nebenwirkungen tatsächlich nur vernachlässigbare Größen im Marktmechanismus insgesamt bleiben oder ob sie sich ebenfalls strukturprägendes

Moment kapitalistischer Produktion erweisen. Marx unterscheidet sich von Keynes nicht hinsichtlich der Orientierung auf die monetär gesteuerten Handlungen der Menschen, sondern bezüglich der Einschätzung des spezifischen Charakter des Geldes als solches. Wenn Marx beabsichtigte, in seiner Kritik der bürgerlichen Gesellschaft die mystische Verkehrung der "Subjekt-Objekt-Verhältnisse" in der kapitalistischen Gesellschaft zu enthüllen und das sich gegen alle menschliche Absichten durchsetzende allgemeine Bewegungsgesetz herauszufinden, so konzentrierte er sich gerade auf diese – von der Keynesschen Geld- und Kredittheorie ignorierten – ungewollten Nebenwirkungen menschlicher Handlungen. Ob die monetäre Werttheorie der Produktion bzw. die monetäre Reproduktionsdynamik kapitalistischer Marktverhältnisse in ein handlungsbezogenes Paradigma aufgelöst werden kann, ist Gegenstand des nächsten Kapitels.